~~b. b. 46.~~

Cornaz

Paed. Pr.

615-6

<36610888830018

<36610888830018

Bayer. Staatsbibliothek

Sammlung
interessanter
und
durchgängig zweckmäßig
abgefaßter
Reisebeschreibungen
für
die Jugend

von

J. H. Campe.

Sechster Theil.

Mit Churfächsischer Freiheit.

Braunschweig,
in der Schulbuchhandlung.
1789.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorrede.

Ich habe hier nur auf Veranlassung eines Urtheils in der allgemeinen Bibliothek, mit zwei Worten den Grund anzuzeigen, welcher mich bewog, die Hawkesworthschen Entdeckungsreisen, die in diesem Theile zu Ende geführt werden, lieber jetzt schon, als später hin zu beschreiben.

Die gegenwärtige Sammlung von Reisen hat, wie aus der Vorrede

zum

zum ersten Theil erhellt, den Zweck, den jungen Leser ohne Beobachtung einer chronologischen Ordnung nach und nach in alle Weltgegenden und in alle bekannte Länder, nach Anleitung der interessantesten und besten Reisebeschreibungen, zu führen. Nun schien es mir schicklich und nützlich zu seyn, bevor ich einzelne Länderbeschreibungen einrückte, dem jungen Leser durch Vorlegung einer und der andern Reise um die Erdkugel erst gewissermaßen eine Uebersicht des Ganzen zu geben. Die älteren sogenannten Reisen um die Welt konnte ich aber für meine übrigen Zwecke nicht sehr brauchbar finden, weil sie sammt und sonders für junge Leute weder sehr viel Anziehendes ent-

hal-

halten, noch reich an unterrichtenden Beobachtungen sind. Ich sahe mich also genöthiget, mich, mit Vorbeigehung jener, zu der Hawkesworthschen Sammlung zu wenden.

Daß Herr Pabst die nämlichen Reisen schon für Kinder benutzt hat, konnte mich nicht abhalten, sie für Jünglinge noch einmal zu bearbeiten.

Wenn übrigens der Recensent des 3ten Theils dieser Sammlung in der allgemeinen Bibliothek mir den Vorwurf macht, daß ich den genannten Schriftsteller verführt haben soll, seiner Entdeckung des fünften Welttheils, diejenige Form zu geben, die ich meinem Robinson und der Ent-

De-

deckung von Amerika gab: so ist dieser Vorwurf wol nicht im Ernst, sondern nur im Scherz gemeint. Ich habe nicht die Ehre diesen Mann zu kennen, und als er sein Buch schreiben wollte, hat er mich nicht darüber zu Rathe gezogen. Hätte er dies gethan, so würde ich ihm zuverläßig gerathen haben, lieber in seiner eigenen Manier, als nach der eines Andern zu arbeiten: weil eine nachgeahmte Manier selten eine gute zu seyn pflegt. Braunschweig im März 1789.

Der Herausgeber.

Beschluß
der
Beschreibung
einer
Reise um die Erdkugel
angestellt
von dem englischen Schiffscapitain Cook,
und den Gelehrten Banks und
Solander in den Jahren
1768 — 1771.

Wir haben unsere Reisenden beim Schlusse des fünften Theils an der Küste eines Landes gelassen, welches zwar schon im Jahre 1642 entdeckt, aber doch bis auf die Zeit, da unser Cook es umschifte, so gut als unbekannt geblieben war. Abel Jansen Tasmann, ein holländischer Seefahrer, war der Erste, der es auffand. Dieser gab ihm den Nahmen Staatenland; allein es behielt denselben nicht: denn heutiges Tages wird es durchgängig Neu-Seeland genannt. Unter diesem Nahmen ist es denn auch auf unserer Karte (S. den 3ten Theil dieser Reisebeschreib.) angegeben worden.

Tasmann befuhr nur einen kleinen Theil der Küste dieses beträchtlichen Landes; nach ihm keiner wieder. Unser Cook war der Erste, welcher es ganz umschifte, und dabei fand, daß es aus zweien, durch eine Straße oder Meerenge getrennten Inseln besteht. Man schätzt den Um-

fang dieser beiden großen Inseln auf 800 Seemeilen.

Meine jungen Leser sehen also, daß es wol der Mühe werth ist, ein so beträchtliches neuentdecktes Land etwas genauer kennen zu lernen. Vermuthlich hat auch das, was sie davon im fünften Theile dieser Reisebeschreibungen schon gelesen haben, ihre Neubegierde nicht wenig gereizt. Ich will sie daher nicht länger aufhalten, sondern den unsterblichen Mann, dem wir diese, wie so viel andre große Entdeckungen verdanken, in seiner unterbrochenen Erzählung sogleich fortfahren lassen. Cook redet — bedarf es mehr, um die ganze Aufmerksamkeit meiner jungen Leser zu erwecken, und festzuhalten?

17.

Fahrt von Tolaga, einem Busen an der östlichen Küste von Neuseeland; nach der Mercurius-Bai an dem nämlichen Lande. Beschreibung merkwürdiger Vorfälle und Beobachtungen.

Es war am 30sten October 1769, als wir die Tolagabai verließen, und längst der Küste hin

von neuem nordwärts steuerten. Ich schmeichelte mir, daß das angefangene gute Vernehmen zwischen den Eingebohrnen und uns, und die Nachricht von unserer mehrmals bewiesenen Liebe zum Frieden bei aller Uebermacht, die wir in Händen hätten, sich durchs Land verbreiten und uns überall eine freundschaftliche Aufnahme verschaffen würde. Aber darin hatte ich mich geirrt. Es kam leider! — und ich darf sagen, ohne unsere Schuld — während dieser neuen Fahrt abermals zu verschiedenen unangenehmen Auftritten zwischen den Indianern und uns, die, wie natürlich, allemal zum Nachtheil der letztern sich endigten. Ich übergehe verschiedene derselben, welche von geringerer Bedeutung waren; und erzähle dem jungen Leser nur folgende.

Eines frühen Morgens sahen wir eine Menge Kähne von der Küste stoßen und auf uns zurudern. Wir zählten deren nicht weniger, als fünf und vierzig. Sieben derselben kamen dicht zu uns heran; die darin befindlichen Leute unterhielten sich eine Weile mit unserm Tupia, und verkauften uns hierauf einige Muscheln und Meerkrebse. Diese Indianer waren ziemlich ehrlich im Handel. Nach ihnen kamen andere von einer andern Gegend her, und verlangten gleich-

fang dieser beiden großen Inseln auf 800 Seemeilen.

Meine jungen Leser sehen also, daß es wol der Mühe werth ist, ein so beträchtliches neuentdecktes Land etwas genauer kennen zu lernen. Vermuthlich hat auch das, was sie davon im fünften Theile dieser Reisebeschreibungen schon gelesen haben, ihre Neubegierde nicht wenig gereizt. Ich will sie daher nicht länger aufhalten, sondern den unsterblichen Mann, dem wir diese, wie so viel andre große Entdeckungen verdanken, in seiner unterbrochenen Erzählung sogleich fortfahren lassen. Cook redet — bedarf es mehr, um die ganze Aufmerksamkeit meiner jungen Leser zu erwecken, und festzuhalten?

17.

Fahrt von Tolaga, einem Busen an der östlichen Küste von Neuseeland; nach der Mercurius-Bai an dem nämlichen Lande. Beschreibung merkwürdiger Vorfälle und Beobachtungen.

Es war am 30sten October 1769, als wir die Tolagabai verließen, und längst der Küste hin

von neuem nordwärts steuerten. Ich schmeichelte mir, daß das angefangene gute Vernehmen zwischen den Eingebohrnen und uns, und die Nachricht von unserer mehrmals bewiesenen Liebe zum Frieden bei aller Uebermacht, die wir in Händen hätten, sich durchs Land verbreiten und uns überall eine freundschaftliche Aufnahme verschaffen würde. Aber darin hatte ich mich geirrt. Es kam leider! — und ich darf sagen, ohne unsere Schuld — während dieser neuen Fahrt abermals zu verschiedenen unangenehmen Auftritten zwischen den Indianern und uns, die, wie natürlich, allemal zum Nachtheil der letztern sich endigten. Ich übergehe verschiedene derselben, welche von geringerer Bedeutung waren; und erzähle dem jungen Leser nur folgende.

Eines frühen Morgens sahen wir eine Menge Kähne von der Küste stoßen und auf uns zurudern. Wir zählten deren nicht weniger, als fünf und vierzig. Sieben derselben kamen dicht zu uns heran; die darin befindlichen Leute unterhielten sich eine Weile mit unserm Tupia, und verkauften uns hierauf einige Muscheln und Meerkrebse. Diese Indianer waren ziemlich ehrlich im Handel. Nach ihnen kamen andere von einer andern Gegend her, und verlangten gleich-

falls Verkehr mit uns zu treiben. Es geschahe, und sie betrugen sich anfänglich gleich jenen. Es währte aber nicht lange, so fingen sie an, dasjenige, was ihnen hinabgereicht wurde, zu nehmen, ohne die dafür bedungene Waare dagegen heraufreichen zu wollen. Anfangs hatten wir mit ihrer Schalkheit Nachsicht, und ließen es so hingehn; da aber Einer von ihnen, den wir darüber bedroheten, uns nur mit einem Gelächter antwortete, indem er zu gleicher Zeit sich mit der genommenen Sache davon machen wollte: so feuerten wir eine Kugel über seinem Kopfe hin, um ihm zu erkennen zu geben, daß es nur bei uns stünde, ihn dafür zu züchtigen, wenn wir wollten. Dies hatte die gehofte Wirkung; er kehrte ernsthafter zurück, und der Handel wurde nun von neuem angefangen und sehr ordentlich fortgesetzt.

Nachdem die sämmtlichen Officiere nebst unsern Herrn Reisegefährten einen hinlänglichen Vorrath von Fischen eingekauft hatten: so wurde auch dem gemeinen Schifsvolk erlaubt, an die Schifsleiter zu kommen und für sich selber Handel zu treiben. Zum Unglücke wurde von nun an nicht mehr eben so viel Sorgfalt angewandt, um Betrügereien vorzubeugen; und dies

reizte

reizte die Indianer, sich noch größere Freiheiten herauszunehmen, als zuvor. Unter andern hatte einer von ihren Kähnen seine ganze Ladung verkauft, und wollte eben wegrudern, als die darin befindlichen Leute an der Seite des Schifs ein Stück Leinwand hängen sahen, welches die Unsrigen daselbst zum Trocknen angebunden hatten. Einer von ihnen knüpfte es hierauf ohne Umstände los, packte es ein, und ruderte mit seiner Gesellschaft davon. Man ermangelte nicht, ihm zuzurufen, und das Entwandte zurückzufodern; allein umsonst! Der Kerl beantwortete unsere Drohungen mit einem Hohngelächter. Man feuerte hierauf eine Kugel über seinem Kopfe hin; allein auch dieses achtete er so wenig, daß er nicht einmal das Lachen darüber einstellte. Dies schien nun, um der Folgen willen, eine Ahndung zu verdienen. Man feuerte also mit Schrot auf ihn, und etliche Körner fuhren ihm in den Rücken. Als der Schuß ihn traf, schauderte er zwar ein wenig; allein er machte sich doch so wenig daraus, als etwan einer unserer Leute einen Hieb mit einer Ruthe geachtet haben würde, und fuhr ganz gemächlich und gelassen fort, die gestohlne Leinwand einzupacken.

Dieser Vorfall bewog indeß die übrigen Indianer sich mit ihren Kähnen bis auf 300 Fuß

weit hinter das Schiff zurückzuziehn. Hier stimmten sie denn insgesamt ihr Ausforderungslied an, und fuhren damit eine gute Zeitlang fort. Dabei blieb es aber auch; denn uns wirklich anzugreifen, mogte ihnen doch nicht rathsam scheinen. Damit aber ihr Trotzbieten, wenn es gänzlich unerwiedert bliebe, sie oder Andere nicht noch verwegener machen mögte, und damit ich ihnen zugleich zeigte, in welcher Weite wir sie mit unsern Waffen noch erreichen könnten: ließ ich das Schiff ein wenig wenden und feuerte in einer Entfernung von ohngefähr zwölfhundert Fuß eine vierpfündige Kugel dergestalt ab, daß sie neben ihnen vorbeifahren mußte. Sie strich über die Oberfläche des Wassers hin, und fuhr verschiedenemale, weit jenseits der Kähne, wieder in die Luft empor. Dieser Anblick jagte ihnen einen solchen Schrecken ein, daß sie davon ruderten, ohne sich auch nur einmal umzusehn.

In der darauf folgenden Nacht nahm die Tiefe des Meeres plötzlich von 17 bis zu 10 Klafter ab. Ich ließ daher schleunig umwenden, und wartete, bevor wir weiter segelten, den Anbruch des Tages ab. Und wohl bekam uns diese Vorsicht! Denn als wir am Morgen wieder unter Segel gegangen waren, erblickten wir verschiedene

dene Klippen vor uns, deren einige bis an die Oberfläche des Wassers reichten, andere aber unter derselben verborgen lagen. Jetzt, da wir die Gefahr sehen und vermeiden konnten, liefen wir glücklich durch sie hin: in der Finsterniß der Nacht würden sie uns wahrscheinlich den Untergang zugezogen haben.

An eben diesem Morgen sahen wir, längst der ganzen Küste hin, viele Kähne, deren einige uns einzuholen versuchten. Allein nur ein einziger, welcher Segel führte, konnte seine Absicht erreichen. In diesem erblickten wir unter Andern einen indianischen Bramarbas, dessen Bekanntschaft wir schon bei einer andern Gelegenheit, da er mit Steinen nach uns warf, zu machen die Ehre gehabt hatten. Er und seine Gefährten ließen sich, gerade so wie sie es damals auch machten, erst wieder in ein Gespräch mit dem Tupia ein. Wir erwarteten daher, zu seiner Zeit wieder auf die nämliche Weise von ihnen begrüßt zu werden, wovor wir uns aber weiter nicht bange seyn ließen, da es höchstens nur den Fenstern der Kajüte gefährlich seyn konnte. Wie erwartet, so geschehen. Denn nachdem diese rüstigen Herrn ohngefähr eine Stunde lang sich mit uns unterhalten und sich dabei

sehr friedfertig betragen hatten: so erfolgte endlich das erwartete Compliment, welches wir unserer Seits, bloß um sie zu schrecken, durch Abfeuerung einer Muskete erwiederten. Sie verließen uns hierauf, jedoch, wie es schien, etwas stolz und vergnügt darüber, daß sie durch einen zweimal gewagten Angriff eines Schiffs, welches ihrem eigenen so sehr überlegen war, eine Probe ihres Heldenmuths abgelegt hatten. Die armen Wichte! Wie leicht wäre es uns gewesen, sie dafür mit dem Leben büßen zu lassen, wenn unsere Achtung für die Menschheit in ihnen sie nicht mehr, als ihr Heldenthum geschützt hätte!

Indem wir weiter fuhren, kamen wir in eine Gegend, wo die Küste flacher, das Land eben, frei von Gehölz und voller angebauten Felder und Dörfer war. Die Dörfer waren größer, als wir sie bisher gesehen hatten, gemeiniglich auf Anhöhen, nahe am Meer erbaut, und nach der Landseite hin mit einem Walle und Graben befestiget, innerhalb welchem noch eine Reihe von Pallisaden stand, die rings herum lief. Jetzt war es uns einleuchtend, daß die verzäunten Plätze, die wir schon vorher auf vielen Anhöhen bemerkt hatten, eben dergleichen befestigte

Wohnplätze gewesen seyn müßten, und wir schlossen daraus, daß diese Leute in beständiger Fehde mit einander leben, weil sie es durchgängig nöthig fanden, den Ort ihres Aufenthalts zu einer Festung zu machen. Man muß Gefahren und Tod so wenig achten, als diese Menschen es thun, um in einem solchen Lande auch nur einen Augenblick ruhig und zufrieden leben zu können.

Am folgenden Tage kamen drei Kähne vom Lande her und in denselben ein und zwanzig Indianer zu uns. Der Bau dieser Kähne war einfacher, als wir solchen bisher gesehen hatten. Sie bestunden bloß aus einem einzigen Baume, der durch Hülfe des Feuers ausgehöhlt war. Uebrigens waren weder Zierrathen noch Bequemlichkeiten daran befindlich. Die Leute, die an Bord derselben waren, gingen fast ganz nackt und schienen bräunlicher, als die übrigen zu seyn. Allein so nackt und elend sie auch waren, so stimmten sie doch ihr Kriegslied an, und thaten so grimmig dabei, als ob unser Untergang jetzt unvermeidlich da seyn sollte. Sie blieben indeß noch eine Zeitlang weiter, als einen Steinwurf, von uns entfernt; endlich kamen sie näher, aber zu eben der Zeit ließ auch ihr Drohen nach. Als hierauf einer unserer Leute an die Schifsseite

ging

ging, um ihnen einen Tau hinabzureichen, woran sie, wenn sie wollten, zu uns heraufsteigen mögten: so erwiederten sie seine höfliche Einladung auf gut seeländisch dadurch, daß sie eine Lanze nach ihm warfen. Zum Glück verfehlte sie ihren Gegenstand. Hiermit noch nicht zufrieden, warfen sie eine zweite herauf, und nöthigten uns dadurch, um anderweitige Unannehmlichkeiten zu verhüten, sie durch einen Musketenschuß zu erschrecken. Dieser hatte die gehofte Wirkung; unsere Braven verließen uns, und wurden nicht wieder gesehn.

Gegen Abend erreichten wir eine Bai, liefen in dieselbe ein, und legten uns allda vor Anker. Ich nannte sie in der Folge die Mercuriusbai; und unter diesem Nahmen wird der junge Leser sie auf unserer Karte finden.

Wir waren alsobald mit vielen Kähnen umringt, deren Besitzer jenen, die wir zuletzt gesehn hatten, in allem ähnlich waren. Diese führten sich eine Zeitlang sehr bescheiden und friedlich auf. Als sie um uns herruderten, schoß einer der Unsrigen einen Vogel, der auf dem Wasser schwamm; wir vermutheten, daß dieser Vorfall sie stutzig machen würde, aber nein! Sie langten vielmehr den Vogel, ohne

viel

viel Verwunderung zu äussern, aus dem Wasser und banden ihn an eine Angelschnur, die am Hintertheil unseres Schiffes hing, damit wir ihn heraufziehen mögten. Diese Dienstfertigkeit foderte uns zur Dankbarkeit auf; wir reichten ihnen daher ein Stück Tuch zum Geschenk hinunter.

Allein es zeigte sich bald, daß weder die Wirkung unsers Schießgewehrs, noch die Erwiederung ihrer Höflichkeit viel zu unserm Besten gefruchtet hatten. Denn sobald es finster wurde, stimmten sie, mir nichts dir nichts, ihren Kriegsgesang an, und versuchten hierauf den Ankerboy*) fortzuschleppen. Warum es hierzu erst eines Ausforderungsliedes bedurfte, vermag ich nicht mit Zuversicht zu bestimmen. Ist es ihnen etwa durch lange Gewohnheit zum Bedürfniß geworden, sich zu jeder Handlung, welche einige Herzhaftigkeit erfodert, vorher erst Muth einzusingen? Oder halten sie es für unedel, gegen Leute, mit denen sie bis dahin in Friede und Freundschaft lebten, irgend etwas Feind-

*) Ein Stück Holz, welches an dem Orte, wo der Anker im Grunde liegt, auf der Oberfläche des Wassers schwimmt, um die Lage desselben zu bezeichnen.

Feindseliges vorzunehmen, ohne sie erst gewissermassen zu warnen, ihnen wenigstens erst den Frieden und die Freundschaft durch den Kriegsgesang aufzukündigen? In diesem Falle legten diese rohen Indianer dadurch eine Denkungsart an den Tag, welche viele der feinsten Europäer beschämen würde. Denn wie oft fügt es sich nicht bei uns, das man uns Freundschaft und Achtung ins Angesicht lügt, und hinterrücks entweder unsern guten Nahmen mordet, oder Kabalen anzettelt, um an unserm Unglücke zu arbeiten?

Wir griffen, um sie von ihrem Vorhaben abzuschrecken, zu unserm gewöhnlichen Mittel d. i. wir feuerten ein paar Musketen ab, ohne ihnen Schaden zu thun. Allein diesmal brachte dieses Mittel eine ganz verkehrte Wirkung hervor. Es schien sie mehr zum Zorn zu reizen, als in Furcht zu setzen. Zwar ruderten sie von dannen, aber mit der Drohung, daß sie morgen wiederkommen und uns alle umbringen wollten. Sie schickten zugleich einen Kahn nach einer andern Gegend ab, um, wie sie sagten, Verstärkung zu holen, damit sie ihre Drohung desto gewisser wahr machen könnten.

Die Freimüthigkeit, womit sie uns dies vorhersagten, schien etwas Großmüthiges und

Herz-

Herzhaftes zu verrathen. Allein es thut mir leid, hinzufügen zu müssen, daß ihr nachheriges Betragen der guten Meinung, die sie uns dadurch von sich eingeflößt hatten, schlecht entsprach. Denn als es völlig Nacht geworden war, suchten sie uns, die ihrem Bedünken nach im tiefen Schlafe lagen, heimlich zu überraschen. Sie näherten sich daher dem Schiffe; fanden uns aber wider Vermuthen wach, und hielten es daher für's Beste, ohne einen Laut von sich zu geben, wieder umzukehren, und unser Einschlafen abzuwarten. Allein auch diesmal schlug ihre Erwartung fehl. Denn als sie nach einiger Zeit zum zweitenmale kamen, fanden sie uns noch immer munter, und zogen sich eben so leise, als vorher, zurück.

Nunmehr warteten sie den Morgen ab, um mit offenbarer Gewalt durchzusetzen, was sie verstohlner und arglistiger Weise auszurichten, vergeblich versucht hatten. Sobald es daher Tag geworden war, kamen nicht weniger als zwölf Kähne heran, in welchen wir ohngefähr 150 Mann zählten, alle mit Piken, Lanzen und Steinen bewafnet. Tupia erhielt Befehl, ehe sie völlig heran gekommen waren, ihnen Vorstellungen zu machen; und es erfolgte hierauf

zwi-

zwischen ihm und ihnen eine Unterredung, wobei sie sich bald freundlich, bald wieder feindselig anstellten. Endlich bequemten sie sich, statt uns anzugreifen, Handel mit uns zu treiben. Wir erboten uns, ihnen ihre Waffen abzukaufen; einige ließen uns hierauf die ihrigen wirklich ab.

Bei den zwei ersten Gewehren, die sie uns verkauften, ging alles ganz ehrlich zu; als sie aber den bedungenen Preis für ein Drittes empfangen hatten, so weigerten sie sich dasselbe heraufzureichen; boten es aber von neuem feil. Unsere Nachsicht hielt diese Probe aus; wir bezahlten es von neuem, und reichten ihnen den bedungenen Gegenwerth zum zweitenmale hinab. Aber das Gewehr kam noch immer nicht, und sie waren unverschämt genug, die Bezahlung dafür zum drittenmale zu verlangen. Das hieß nun die Unbescheidenheit und Ungerechtigkeit weiter treiben, als wir leiden durften. Wir begleiteten daher unsere abschlägige Antwort mit einigen Aeußerungen unsers Unwillens und fügten Drohungen hinzu: allein was halfs? Der Betrüger lachte uns aus, und ruderte mit allerhand spaßhaften Zeichen der Verachtung und des Trotzes einige Klafter weit vom Schiffe weg.

Weil

Weil ich mir nun vorgenommen hatte, fünf bis sechs Tage lang in dieser Bai zu verweilen, um eine mir wichtige astronomische Beobachtung anzustellen: so glaubte ich, zur Verhütung künftigen Unheils, in der Nothwendigkeit zu seyn, diese Leute bei gegenwärtiger Gelegenheit zu überzeugen, daß wir uns nicht ungestraft mishandeln ließen. Man feuerte daher einige Schrootkörner auf den Dieb, und eine Musketenkugel durch den Boden seines Boots. Alles, was hierauf erfolgte, war, daß der Verwundete ungefähr 300 Fuß weiter von uns wegruderte.

Was uns hierbei außerordentlich befremdete, war, daß die Leute in den andern Kähnen sich um ihren verwundeten Landsmann im geringsten nicht bekümmerten, ohngeachtet derselbe sehr stark blutete; sondern, als ob nichts geschehen wäre, ans Schiff zurückkehrten, und den angefangenen Handel mit der äußersten Gleichgültigkeit fortsetzten. Man sieht hieraus, wie schwach bei diesen ungebildeten Menschen das Gefühl der Theilnehmung und der Freundschaft wirken muß!

Sie verkauften uns jetzt noch viele von ihren Gewehren, ohne daß sie eine geraume Zeitlang den geringsten Betrug dabei versuchten. Zuletzt aber gefiel es Einem von ihnen, mit zwei

Stücken Tuchs davon zu rudern, ohne das Gewehr, für welches sie ihm waren hinabgereicht worden, auszuliefern. Es wurde ihm eine Musketenkugel nachgefeuert, die aber zum Glück nur den Kahn und zwar hart an der Oberfläche des Wassers traf, so daß sie durch beide Seiten desselben Löcher bohrte. Dies brachte ihn zwar zur Flucht, aber nicht auf ehrlichere Gedanken. Denn er ruderte aufs eiligste fort, und die übrigen Kähne folgten ihm eben so schleunig nach. Zum Beweise unserer Uebermacht über sie feuerten wir noch eine Kanonenkugel über ihre Köpfe hin.

Am folgenden Morgen kamen die Eingebohrnen wiederum gegen das Schiff her; und wir sahen zu unserm großen Vergnügen, daß ihr nunmehriges Betragen von ihrem gestrigen gar sehr verschieden war. Es befand sich ein Greis unter ihnen, dessen Klugheit und Ehrlichkeit uns schon zuvor besonders in die Augen gefallen war. Er hieß Tojava, und schien eine Standesperson zu seyn. Schon bei dem Verkehr, den wir am Vormittage des gestrigen Tages mit seinen Landsleuten trieben, hatte er sich sehr vernünftig und wohlanständig aufgeführt; er war die ganze Zeit über in einem

kleinen Kahne nahe am Schiffe geblieben, und hatte unsere Leute allezeit so behandelt, als wenn er sie weder betriegen wollte, noch von ihnen gefährdet zu werden besorgte. Wir ersuchten ihn daher heute, an Bord zu kommen; und nach einigem Zureden nahm er unsere Einladung an. Einer seiner Gefährten begleitete ihn. Sie folgten mir in die Kajüte hinab, wo ich jedem von ihnen ein Stück englisches Tuch und einige große Nägel schenkte. Sie gaben uns zu erkennen, daß ihre Landsleute sich vor uns fürchteten: wir versicherten sie aber unserer Freundschaft, wofern sie sich nur friedfertig aufführen wollten, und daß wir weiter nichts von ihnen verlangten, als daß sie einen ehrlichen Handel mit uns treiben mögten.

Unser Umgang mit den Eingebohrnen war von nun an wieder friedlich und freundschaftlich. Bald besuchten wir sie am Lande, bald kamen sie in ihren Kähnen an unser Schiff. Der Handel zwischen ihnen und uns, der nun auch ganz ordentlich von Statten ging, betraf vorzüglich Fische, die sie uns in erstaunlicher Menge zuführten, und die wir zum Theil einsalzten. Die Herrn Banks und Solander lagen unterdeß ihrem Geschäfte am Lande fleißig

ob, und sammleten eine Menge ganz unbekannter Pflanzen ein. Bei ihren Streifereien hatten sie auch Gelegenheit, ein Nachtlager der Eingebohrnen zu beobachten. Die Bedeckung, worunter sie schliefen, war ein wenig Strauchwerk. Die Weiber und Kinder legten sich am weitesten vom Meere, landeinwärts auf dem Boden nieder; die Männer aber lagerten sich in einem Halbkreise um sie her, und hatten ihre Waffen an die nächsten Bäume dergestalt angelehnt, daß man bemerken konnte, sie müßten einen Ueberfall von irgend einem benachbarten Feinde besorgen. Welch ein Leben, immer im Kriege begriffen, nie sicher zu seyn!

Eines Tages, da ich selbst mit verschiedenen unserer Reisegefährten ans Land gegangen war, und das Commando am Bord meinem zweiten Lieutenant, Herrn Gore, übergeben hatte, wurden wir nach einiger Zeit durch einen Kanonenschuß erschreckt, der am Bord des Schiffes fiel. Der Bericht, der mir darüber abgestattet wurde, lautete folgendermaaßen.

„Während der Zeit das einige Kähne mit dem Schifsvolk Handel trieben, kamen zwei sehr große und stark bemannte Fahrzeuge heran. Das eine derselben führte 44 Mann, alle mit

Spieß-

Spiessen, Wurfpfeilen und Steinen bewafnet, und, wie man ihnen ansehen konnte, nicht von den friedlichsten Absichten beseelt. Sie schienen aus einer fernen Gegend hergekommen zu seyn, und von der Ueberlegenheit unserer Waffen noch keinen Begriff zu haben. Da indeß die übrigen Indianer, mit denen sie sich in ein Gespräch einließen, ihnen das Verständniß darüber mogten eröfnet haben; so wagten sie es nicht, uns anzugreifen. Endlich ließen sie sich gefallen Handlung mit uns zu treiben. Einige boten ihre Waffen und Einer ein viereckiges Stück Tuch feil, das einen Theil ihrer Kleidung ausmacht und Haahow genannt wird. Herr Gore bekam zu diesem letztern Lust; der Handel war bald geschlossen, und der Gegenwerth, der in einem Stücke englischen Tuchs bestand, ward hinabgereicht. Allein der Indianer hatte dieses nicht sobald empfangen, als er sich weigerte, sein eigenes dagegen auszuliefern, und seinen Kahn vom Schiffe abstieß. Als man ihm dieses Betruges wegen drohete, so fing er an, das Kriegeslied zu singen. Seine Gefährten stimmten mit ein, und alle schüttelten drohend ihre Ruder. Dies schien eine Ausforderung für Herrn Gore zu seyn, sich Recht zu verschaffen, wenn er könnte. Dieser nahm denn leider! auch die

Ausforderung an; richtete eine mit einer Kugel geladene Muskete auf den Betrüger, und — schoß ihn auf der Stelle todt. Als der Indianer fiel, ergriffen alle übrigen Kähne die Flucht. Da sie aber sich nur bis auf eine gewisse Weite entfernten, und man daher besorgte, daß sie noch mit feindseligen Anschlägen schwanger gehen mögten: so brannte man, um sie vollends wegzuscheuchen und dem Boote, welches ans Land geschickt werden sollte, Sicherheit zu verschaffen, ein Kanone ab, die denn auch ihre Wirkung that."

Als die Nachricht von diesem Vorfalle ans Land gebracht wurde, erschracken die Indianer, welche um uns waren, und zogen sich alle in einen Haufen zusammen. Nachdem wir ihnen aber die Veranlassung dieses unangenehmen Vorfalls erklärt hatten, kamen sie wieder zu uns, billigten unser Verfahren, und gaben zu verstehen, daß dem Manne, welcher getödtet worden war, ganz recht geschehen sey.

Gegen Abend wohnten wir einer Abendmahlzeit der Indianer bei, die aus verschiedenen Fischen, auch Seekrebsen und Vögeln bestand, die sie theils an einem Stecken gebraten, theils auf otaheitisch in einem heißgemachten Loche gebacken hatten.

Bei dieser Gelegenheit sahen wir auch eine Frauensperson, die den Tod eines Anverwandten nach hiesiger Manier betrauerte. Sie saß unter den Andern auf dem Boden; allein niemand von der ganzen Gesellschaft, einen einzigen Mann ausgenommen, schien sich um sie zu bekümmern. Die Thränen liefen ihr unaufhörlich über die Wangen, und sie wiederholte in einem leisen, aber sehr traurigen Tone, gewisse Worte, die selbst Tupia nicht verstand. Am Schlusse eines jeden Spruchs zerfetzte sie sich die Arme, das Gesicht oder die Brust mit einer scharfen Muschelschale, die sie in der Hand hielt. Sie trieb dieses so arg, daß sie fast ganz mit Blut bedeckt war, und in der That den mitleidswürdigsten Anblick gewährte, den man nur ersinnen kann. Und doch schienen die Schnitte, die sie sich machte, noch nicht so tief zu gehn, als sie bei einigen ihrer Landesleute gegangen seyn mußten, wie man aus den Narben schließen konnte, die auf ihren Armen, Schenkeln, Wangen und Brüsten zu sehen waren, und wovon man uns sagte, daß sie Ueberbleibsel solcher Wunden wären, die sie, um ihre Liebe und Betrübniß zu bezeugen, sich selber beigebracht hatten.

18.

Fernerer Aufenthalt in der Merkurius-bai. Abreise von da nach der Inseln-bai an der nämlichen Küste.

Da wir an der nördlichen Seite der Bai zwei befestigte Dörfer wahrnahmen: so beschlossen wir, diese in nähern Augenschein zu nehmen. Ich ruderte daher, von meinen Herrn Reisegefährten begleitet, der Gegend zu; und wir landeten bei dem kleinsten derselben, dessen Lage so romantisch und anmuthig war, daß die fruchtbarste Einbildungskraft keine schönere erdenken kann. Es war auf einem kleinen Felsen erbauet, der vom festen Lande abgesondert und zur Fluthzeit mit Wasser ganz umgeben war. In der Masse dieses Felsen, unter dem darauf ruhenden befestigten Orte, war ein großes, ganz durchgehendes Loch, welches die Figur eines Bogens, gleich dem gewölbten Joche einer steinernen Brücke vorstellte. Die innere Wölbung dieses Bogens war mehr als 60 Fuß über der See erhaben, welche zur Fluthzeit durch den untern Theil desselben hindurch floß. Der Raum über

dem

dem Bogen war der befestigte Wohnort der Besitzer dieses Felsens. Er bestand aus fünf bis sechs Wohnungen und war rund umher mit einem Pfahlwerk eingezäunt. Der einzige Zugang war ein sehr schmaler und steiler Pfad, auf dem die Einwohner bei unserer Annäherung herab kamen und uns einluden, ihre kleine Festung zu besuchen. Wir mußten dies verbitten, weil wir im Begriff standen, das andere, weit beträchtlichere Fort zu besuchen, welches noch ohngefähr eine englische Meile weit von dannen lag. Indeß machten wir doch, zur Erwiederung ihrer Höflichkeit, den Frauenzimmern einige Geschenke.

Auf dem Wege nach dem andern befestigten Orte bemerkten wir, daß die Bewohner desselben, Männer, Weiber und Kinder, ohngefähr hundert an der Zahl, uns entgegen kamen. Als sie sich so weit genähert hatten, daß wir einander verstehen konnten, winkten sie uns mit den Händen und riefen aus: **Horomai!** Alsdann setzten sie sich zwischen den Gebüschen am Strande nieder, und erwarteten in dieser Stellung unsere Ankunft. Diese Ceremonie soll, wie man uns versicherte, das ächteste Zeichen freundschaftlicher Gesinnungen bei ihnen seyn.

Wir gingen also an den Ort, wo sie saßen, machten ihnen kleine Geschenke und baten sie

um Erlaubniß ihr Hippåh d. i. ihren befestigten Ort zu besuchen. Sie bewilligten solches mit vergnügter Miene, und führten uns sogleich dahin.

Der Ort liegt auf einem hohen Vorgebirge, welches in die See hinausläuft. Zwei Seiten desselben werden von der See benetzt, und an diesen ist das Hippåh ganz unzugänglich. Die beiden andern Seiten liegen gegen das Land hin, und sind wohl befestigt. Das Ganze ist mit einem ohngefähr zehn Fuß hohen Pallisadenwerk umgeben. Die schwache Seite, die gegen das Land zuliegt, wird noch außerdem durch zwei besondere Graben beschützt, wovon der innere eine Erderhöhung hat, und mit einer Reihe von Pallisaden verstärkt ist. Die Tiefe des Grabens von unten an bis hinauf zu dem Gipfel der Erderhöhung, beträgt 24 Fuß. Hart innerhalb der innern Pallisadenreihe steht ein 20 Fuß hohes, 40 Fuß langes und 6 Fuß breites Gerüst. Dieses ruhet auf starken Posten, und ist zum Standplatze für die Vertheidiger der Festung bestimmt, wo sie die Belagerer mit Wurfspießen und Steinen empfangen, dergleichen ganze Haufen daselbst in Bereitschaft lagen. Ein anderes solches Gerüst übersieht den steilen Zugang vom Strande her, und steht gleichfalls innerhalb der

Palli=

Pallisaden. Der von den Pallisaden, dem Walle und Graben eingeschlossene Raum, wo die Wohnungen der Leute sind, ist keine Ebene, sondern ein Amphitheater, welches sich terrassenmäßig erhebt. Jede mit Wohnungen besetzte Terrasse ist von neuen mit Pallisaden eingeschlossen; doch hangen alle durch enge Gäßchen zusammen, vermittelst welcher man von einer Terrasse auf die andere kömmt. Diese Gäßchen können indeß, sobald die Nothdurft es erfordert, sogleich gesperrt werden. Sollte also auch der Feind die äußere Pallisade wirklich schon eingenommen haben, so können doch selbst dann noch alle die innern Abtheilungen, eine nach der andern, hartnäckig vertheidigt werden, und der Belagerer muß noch manchen Sturm wagen, ehe er Meister von dem ganzen Platze werden kann.

Es giebt nur einen einzigen Eingang in diese Burg. Dieser besteht aus einem engen, ohngefähr 12 Fuß langen Wege, der mit dem steilen Pfade vom Strande herauf zusammenhängt. Er geht unter einem von den Streitgerüsten durch, und kann nicht nur versperrt, sondern auch von den auf dem Gerüste befindlichen Streitern dergestalt vertheidiget werden, daß es eine sehr schwere und gefährliche Unterneh-

nehmung seyn würde, durch denselben einzudringen. Ueberhaupt kann man dieses Städtchen für einen sehr festen Platz ansehen, in welchem eine kleine Anzahl herzhafter Leute sich wieder alle die Macht wehren kann, die ein Volk, das keine andere, als die hier zu Lande üblichen Waffen hat, bei der Belagerung nur immer anzuwenden vermag. Auf diesen Fall schien es auch mit allen Nothwendigkeiten, das Wasser ausgenommen, wohl versehen zu seyn. Wir sahen eine große Menge Farrenkraut-Wurzeln, die sie statt des Brodts essen, und gedörrte Fische, in Haufen liegen: wir konnten aber nicht ausfindig machen, ob sie, außer einem Bache, der hart am Fuße des Berges hinläuft, irgendwo noch näher frisches Wasser hätten, oder ob es Zugänge gab, vermittelst deren sie während einer Belagerung das Wasser aus dem obgedachten Bache holen könnten. Irgend ein Hülfsmittel für dieses Bedürfniß müssen sie ohnfehlbar haben: denn was hülfen ihnen sonst ihre Vorräthe von gedörrten Lebensmitteln, da man von diesen allein doch unmöglich leben kann?

Da wir Verlangen bezeigten, ihre Art des Angriffes und der Vertheidigung zu sehn: so stieg Einer von den jungen Leuten auf das

Streit-

Streitgerüst, und ein Anderer, welcher den Feind vorstellen wollte, in den Graben. Beide stimmten ihren Kriegsgesang an, und tanzten mit eben so schrecklichen Geberden, als sie bei ernsthaften Gelegenheiten anzunehmen pflegen, um sich erst in einen gewissen Grad von Wuth mechanisch hineinzuarbeiten. Dies ist unter allen ungesitteten Völkern eine nothwendige Vorbereitung zum Gefecht: denn eine kaltblütige Herzhaftigkeit scheint nur das Vorrecht gebildeter Menschen zu seyn.

Als wir mit der Besichtigung der Festung und der Gegend umher fertig waren, und die beiden Böte mit Selleri, den wir hier in großer Menge am Strande fanden, beladen hatten, kehrten wir von unserer Lustreise zurück, und langten gegen Abend wieder am Bord des Schiffes an.

Wir verweilten hierauf in dieser Bai noch drei Tage: dann ließ ich die Anker lichten, um unsere Fahrt längst der Küste hin gen Norden fortzusetzen.

Beim Absegeln erhielten wir noch einen Besuch von unserm Freunde Tojava. Der arme Mann klagte uns, daß er, sobald wir fort seyn wür-

würden, in sein Hippäh flüchten müsse, weil die Anverwandten des Mannes, den Herr Gore erschossen, ihm gedroht hätten, den Tod ihres Freundes auf seinen Kopf zu rächen, indem sie ihm aus seiner Freundschaft gegen uns ein Verbrechen machten. Dies that uns leid; aber wir konnten weiter nichts dabei thun, als den guten Mann bedauren.

Widrige Winde zwangen mich, zweimal vier und zwanzig Stunden lang zu laviren *), wobei wir denn natürlicher Weise nur langsam vorwärts kamen. Am dritten Tage erreichten wir ein Vorgebirge, auf welchem wir viele Leute erblickten, die in einer ernstlichen Unterredung begriffen waren, auf unser Schiff aber nur wenig zu achten schienen. Eine halbe Stunde darnach sahen wir von verschiedenen andern Stellen her Kähne in See gehen und gegen uns anrudern. Sobald die Leute auf dem Vorgebirge dieses ebenfalls

*) Wenn der Wind den Schiffern zuwider ist: so legen sie das Schiff durch Hülfe der Segel etwas auf die Seite, und segeln hierauf wechselsweise rechts und links, wobei sie denn doch immer etwas vorwärts kommen, nur daß es damit sehr langsam von Statten geht. Dies nennt man laviren.

falls bemerkten, stießen auch sie einen Kahn ins Wasser, stiegen ohngefähr zwanzig an der Zahl hinein und vereinigten sich mit den übrigen.

Zwei dieser Kähne, welche ohngefähr 60 Mann an Bord hatten, näherten sich uns mehr, als die übrigen, und stimmten hierauf ihr Kriegeslied an. Allein da sie sahen, daß wir uns wenig darum bekümmerten, so warfen sie einige Steine nach uns, und kehrten wider um. Wir hoften, sie würden es bei dieser Begrüßung bewenden lassen: aber wir irrten uns. Sie kamen vielmehr nach einer Weile zurück, und schienen nach reifer Ueberlegung entschlossen zu seyn, uns noch stärker zum Gefecht zu reizen. Man sieht, daß das Hadern und Fechten diesen verwilderten Menschen eben so zur Gewohnheit und zur andern Natur geworden ist, als den rohen und ungesitteten Buben auf unsern Schulen und Universitäten das Balgen und Raufen. Beide sind zu jeder Zeit dazu aufgelegt, auch wenn ihnen nicht die mindeste Ursache dazu gegeben wird. Aber beide ziehen sich dadurch auch die Verachtung aller gesitteten Menschen in gleichem Grade zu. — Da unsere Helden uns jetzt, unter Anstimmung ihres Kriegsgesanges, so nahe gekommen waren, daß man sie mit der

Stimme abreichen konnte: so ging unser Tupia, ohne daß wir es ihm geheißen hatten, an das Hintertheil des Schiffs, und fing an, ihnen Vorstellungen zu machen. Er sagte ihnen, daß wir Waffen hätten, womit wir sie in einem Augenblicke tödten könnten, und daß wir, wofern sie es wagten, uns anzugreifen, genöthiget seyn würden, dieselben gegen sie zu gebrauchen. Auf diese Anrede schwenkten sie drohend ihre Waffen und riefen uns zu: kommt ans Land, und wir wollen euch alle tödten! „Gut, sagte Tupia, aber warum wollt ihr uns beschwerlich fallen, so lange wir in See sind? Da wir nicht zu fechten wünschen: so werden wir eure Ausfoderung, ans Land zu kommen, nicht annehmen; hier aber auf dem Wasser Händel mit uns anzufangen, dazu habt ihr doch gar keinen Vorwand, weil ihr weder Herrn des Meers, noch unsers Schiffes seyd." Da wir unserm Freunde zu dieser vernünftigen Vorstellung nicht die geringste Anleitung gegeben hatten: so wunderten wir uns ausnehmend über diese Probe seiner Beredsamkeit; bei unsern Feinden aber galt sie nicht viel, denn sie fingen unmittelbar darauf an, wie zuvor, mit Steinen nach uns zu werfen. Um ihre ferneren Zudringlichkeiten abzuwehren, feuerten wir eine Musketenkugel

durch

durch eins von ihren Böten; und dies war genug, um sie zu bewegen, dahinten zu bleiben und von uns abzulassen.

Am folgenden Tage erreichten wir abermals eine Bai, in welche ein Strom sich ergießt, der uns die Breite der Themse bei Greenwich zu haben schien. Aus diesem Grunde legten wir ihm auch den Nahmen Themse bei, und warfen die Anker aus, um die Gegend umher ein wenig genauer zu untersuchen.

Nachmittags fuhren wir in den Böten den Strom hinauf. An dem Ufer desselben fanden wir ein indianisches Städtchen, das auf einem kleinen dürren Sandhügel erbaut und ringsherum mit einem tiefen Sumpfe umgeben war. Dieser diente dem Orte zur Befestigung, und war vermuthlich der Grund gewesen, der die Einwohner bewogen hatte, sich allda anzubauen.

Sobald uns die Bewohner des Städtchens zu Gesicht bekamen, drängten sie sich ans Ufer, und luden uns ein, ans Land zu kommen. Wir nahmen ihre Einladung gern an, und statteten ihnen, des Sumpfes ohnerachtet, einen Besuch ab. Sie empfingen uns mit offenen Armen, weil unser alter Freund Tojava ihnen viel Gu-

tes von uns gesagt hatte. Wir lernten hieraus, daß auch hier, wie überall, daß gute Gerücht eine Sache von großem Nutzen sey. Es pflanzt sich auf eine oft unbegreifliche und bewundernswürdige Weise fort; bahnt uns überall den Weg zu den Herzen der Menschen, und macht sie geneigt, uns zu dienen und zu helfen, so sehr sie können. Junger Weltbürger! suche dir dieses sichere Mittel zu einem glücklichen Fortkommen hienieden durch einen ordentlichen und tugendhaften Wandel zu erwerben; und wenn du schon im Besitz desselben bist, so fliehe ja recht sorgfältig jede Gelegenheit, bei der du desselben wieder verlustig gehen könntest.

Nach einem kurzen Verweilen an diesem Orte ruderten wir immer weiter hinauf, um das Land zu untersuchen. Wir kamen bei dieser Gelegenheit durch Waldungen, deren hohe und schöne Bäume von einer uns unbekannten Art unsere ganze Aufmerksamkeit auf sich zogen. Einer derselben, den ich maaß, hatte einen Stamm von ohngefähr 20 Fuß im Umfange. Die Höhe desselben bis zu den ersten Aesten betrug 89 Fuß. Er war dabei so gerade, als ein Pfeil, und nahm in Proportion seiner Höhe sehr wenig an Dicke ab. Wir sahen nachher

noch viele andere, die noch größer waren. Diese Bäume schienen zum Schifbau die besten Materialien von der Welt zu enthalten. Nachdem wir bis auf 14 englische Meilen weit gekommen waren, und das Land weiter aufwärts überall einerlei Ansehn hatte: so kehrten wir wieder um, und erreichten zwar noch vor der Nacht die Mündung des Stroms, fanden es aber, da Wind und Fluth uns entgegen waren, unmöglich, nach dem Schiffe zu kommen. Wir legten daher, da wir bis Mitternacht vergeblich gearbeitet hatten, die Böte an dem Strande vor Anker und ruheten ein wenig aus, so gut es sich in unserer Lage thun ließ. Mit Anbruch des Tages ruderten wir wieder fort; und erreichten um sieben Uhr, alle äußerst abgemattet, das Schiff.

Wir lichteten zwar noch aneben diesem Tage die Anker, mußten sie aber, weil der Wind zu schwach war, gegen Abend wieder fallen lassen. Die Windstille dauerte auch noch am folgenden Morgen fort; ich benutzte daher diesen Umstand um noch einmal ans Land zu gehen.

Als ich das Schiff verließ, waren viele Kähne um dasselbe her. Herr Banks wollte deswegen lieber an Bord bleiben, und mit den

Eingebohrnen handeln, als mit uns gehen. Sie vertauschten ihre Kleider und Waffen hauptsächlich für Papier, und führten sich sehr freundlich und ehrlich auf. Doch ließ sich, indem er mit einigen von ihnen in der Kajüte war, unterdeß ein auf dem Verdecke gebliebener junger Mann gelüsten, eine kleine Sanduhr zu mausen; wobei er aber ertappt ward. Herr Hicks, der dazumal an Bord commandirte, ließ sichs einfallen, diesen Indianer gleich einem Matrosen zu bestrafen, ohngeachtet er mit unsern Gesetzen nicht, wie die Matrosen, bekannt, also auch nicht in gleichem Grade schuldig war. Es wurde also verordnet, daß er wie gewöhnlich, an eine Schifswand *) angebunden werden, und in dieser Stellung mit einer neunstriemigen Peitsche zwölf Hiebe empfangen sollte. Sobald die andern Indianer an Bord sahen, daß man sich ihres Kameraden bemächtigte, versuchten sie es, ihn zu befreien; und da man ihnen widerstand, so ließen sie sich von ihren Gefährten in den Kähnen die Waffen heraufreichen, um Gewalt zu gebrauchen. Die in den Kähnen versuchten es

*) Eine Wand auf dem Schiffe besteht in 8 - 9 starken Tauen, die bei jedem Maste an den beiden Seiten des Schifs befestiget sind, und von da bis zum Mastkorbe hinauf gehen.

es zugleich an der Seite des Schifs herauf zu klettern.

Sobald Herr Banks den Lerm vernahm, eilte er mit dem Tupia aufs Verdeck, und ließ sich erzählen, was vorgefallen war. Die Indianer wandten sich an den Tupia und klagten ihm die Sache. Dieser sprach zwar mit dem Lieutenant, um ihn zu mildern Maaßregeln zu bewegen; allein da derselbe bei seinem Ausspruche blieb: so konnte er den Indianern keinen andern Trost geben, als den, daß man ihrem Gefährten für sein Verbrechen nur die verdiente Züchtigung geben wollte, ihm aber das Leben zu nehmen keineswegs gesonnen sey. Mit dieser Erklärung schienen sie denn so ziemlich zufrieden zu seyn. Er bekam also die ihm zu erkannten zwölf Streiche, und wurde hierauf entlassen. Allein sobald er wieder los gebunden war, trat ein alter Mann, der sein Vater zu seyn schien, unter den Zuschauern hervor, gab ihm noch eine tüchtige Tracht Schläge oben ein, und schickte ihn hernach in seinen Kahn hinab. Der Vorfall machte indeß auf die übrigen Indianer keinen guten Eindruck. Sie entfernten sich etwas und sagten, daß sie sich fürchteten dem Schiffe hinfort nahe zu kommen. Auf vieles Zureden

wagten sie sich zwar wieder heran: allein ihr munteres Wesen und ihr Zutrauen waren dahin. Auch hielten sie sich nicht lange mehr auf. Beim Abschiede versprachen sie zwar wieder zu kommen und einige Fische mit zu bringen; wir bekamen sie aber nicht mehr zu sehen.

Wir fuhren nun immer nordwärts fort, das Land zu umschiffen, indem wir uns bald der Küste näherten, bald uns wieder etwas davon entfernten, doch so, daß wir sie beständig im Gesicht behielten. Ich übergehe verschiedene bald friedliche, bald kriegerische Auftritte, die wir mit den Eingebohrnen hatten, weil sie mit mehreren andern, bereits erzählten, so sehr viel Aehnlichkeiten hatten, daß ich durch eine Erzählung davon den jungen Lesern wol nur Langeweile machen würde. Erst am 29sten November, da wir eine Bai erreichten, die ich der vielen darin liegenden Eilande wegen die Inselnbai nannte, ereigneten sich wieder Vorfälle, deren Beschreibung hier einen Platz zu verdienen scheint.

19.

Begebenheiten in der Inselnbai. Große Gefahr, welche das Schiff lief. Fernere Reise von da nach dem nördlichsten Vorgebirge dieses Landes.

Als wir in die besagte Bai einliefen, fanden sich, wie gewöhnlich, alsobald verschiedene Kähne ein, unter denen wir diesmal auch einige sehr große und starkbemannte auf uns zukommen sahen. Die darin befindlichen Leute hatten ein besseres Ansehen, als alle andere, die wir bis hieher gesehen hatten. Sie waren insgesamt stark und wohlgebildet. Ihr schwarzes Haar hatten sie auf dem Wirbel des Kopfes zusammengebunden und mit zwischengesteckten weissen Federn geschmückt. Unter ihnen zeichneten sich in jedem Kahne zwei oder drei Oberhaupter durch einen unterschiedenen Anzug aus, der aus der besten Art des hiesigen Tuchs bestand, und mit Hundefellen verbrämt war, welches ihnen ein recht gutes Ansehen gab. Ihre Haut hatten sie, der hiesigen Landessitte gemäß, mit allerlei darin eingegrabene Figuren bezeichnet; ein Putz, welchen sie hier Amoko nennen.

Auch diese Leute führten sich bei dem Handel, den sie mit den Unsrigen trieben, sehr betrügerisch auf. Man hatte indeß große Nachsicht mit ihnen und ließ ihnen manches hingehen. Ein Unterofficier, den sie auch betrogen hatten, fiel, um sich zu rächen, auf ein Mittel, das eben so boshaft ausgedacht, als empfindlich von Wirkung war. Er holte nämlich eine Angelschnur, und als der Mann, der ihn betrogen hatte, in seinem Kahne hart neben dem Schiffe hielt und ihm den Rücken zukehrte, wußte er den Angelhaken so geschickt zu werfen, daß er dem Betrüger in den Hintern fuhr. Er hatte hierauf die Grausamkeit die Schnur anzuziehn, und da der arme Indianer, wie man leicht denken kann, sich nachdrücklich zurücksträubte: so riß der Angelhaken ab und blieb im Fleische stecken. Ich hoffe, daß der junge Leser hierbei eben den Unwillen empfinden werde, den jeder Menschlichgesinnte unter uns darüber empfand.

Am folgenden Morgen fanden sich andere bei uns ein, welche noch unbescheidener und verwegener waren. Sie brachten Fische zum Verkauf; aber sogar in dem Augenblicke, da sie uns dieselben verkauften, hörten sie nicht auf, uns zu drohen; und als ihre Anzahl durch die

Ankunft mehrere Kähne verstärkt war, fingen sie an, ihre Drohungen wahr zu machen, indem sie uns mit Steinen bombardirten. Wir feuerten hierauf mit Schroot unter sie, und trafen Einen, welcher eben die Hand aufhob, um einen Stein in das Schiff zu werfen. Aber selbst dieses war ihnen noch nicht genug, und sie ließen nicht eher nach, bis erst noch einige Andre waren verwundet worden. Dann ruderten sie fort.

Am folgenden Tage sahen wir uns mit einer noch viel größern Anzahl von Kähnen umringt, deren Mannschaft sich ohngefähr auf 400 Köpfe belaufen mogte. Wir kamen ihnen abermals mit Freundlichkeit zuvor, und bewogen einige von ihnen zu uns an Bord zu kommen. Ein darunter befindliches Oberhaupt beschenkte ich mit einem Stücke feinen Tuchs, die Uebrigen mit allerhand Kleinigkeiten. Wir erkannten darunter mehrere, die wir vorher schon gesehen hatten; auch ihnen war die Macht unsers Schießgewehrs nicht unbekannt; denn der bloße Anblick einer Kanone jagte ihnen einen augenscheinlichen Schrecken ein. Von diesem Gefühl durchdrungen, führten sie sich anfangs sehr ehrlich und bescheiden auf; bis unsere freundschaftliche Herablassung sie von neuem übermüthig machte.

Sie bemächtigten sich unsers Ankerbot's und ruderten damit von dannen. Da wir dies nun unmöglich zugeben konnten, so feuerten wir erst eine Musketenkugel über ihre Köpfe hin; und da dieser Schreckschuß fruchtlos blieb, schossen wir mit Schroot auf sie. Allein sie waren schon zu weit von uns entfernt, als daß ihnen dieses beträchtlich schaden konnte. Sie kehrten sich also auch nicht daran, und wir sahen uns genöthiget, eine Musketenkugel auf sie abzufeuern. Von dieser wurde Einer von ihnen getroffen; worauf sie ihre Beute sogleich über Bord warfen. Ich ließ hierauf noch eine Kanonenkugel über sie hinschießen. Diese prellte vom Wasser ab, und fuhr vor ihren Augen auf den Strand. Einige von ihnen eilten hierauf sogleich dem Lande zu, sprangen aus ihren Kähnen und rannten am Strande herum, vermuthlich um die Kanonenkugel zu suchen. Tupia aber rief ihnen nach, und versicherte, daß sie nichts zu fürchten hätten, wenn sie sich nur ehrlich aufführen wollten. Verschiedene ließen sich dadurch bewegen, wieder an das Schiff zurückzukehren; und ihre nachherige Aufführung ließ uns nicht weiter besorgen, daß sie gesonnen wären, uns von neuem Verdruß zu machen.

Ich ließ daher jetzt die Böte ausheben, und ging, von einer Parthei bewafneter Mannschaft begleitet, mit meinen Herrn Reisegefährten ans Land. Es war eine Insel, worauf wir landeten. Bei unserer Abfahrt blieben die beim Schiffe versammelten Kähne ruhig liegen; und wir sahen dies für ein gutes Zeichen an. Allein kaum waren wir ans Land getreten, als sie in Menge nach verschiedenen Gegenden des Eilandes hineilten, und gleich uns ans Land stiegen. In wenig Minuten sahen wir uns von zwei bis dreihundert Mann umringt, welche theils von den Kähnen herbei rannten, theils auf den Gipfeln der Berge zum Vorschein kamen.

Sie waren alle bewafnet, und ohngeachtet sie eben keine Miene machten, uns angreifen zu wollen: so hatten wir doch Ursache, auf unserer Hut zu seyn. Wir zogen daher eine Linie im Sande, und deuteten ihnen an, daß sie diese nicht überschreiten sollten. Anfangs blieben sie ruhig; hielten aber ihre Waffen immer in Bereitschaft, und schienen mehr aus Unentschlossenheit, als aus friedfertigen Gesinnungen unthätig zu seyn.

Unterdeß kam eine andere Parthei Indianer heran. Dieser Zuwachs an Zahl machte sie

kühner, und nunmehr fingen sie wirklich ihre gewöhnlichen Vorbereitungen zum Gefecht, den Tanz und das Kriegslied an. Es kam indeß noch immer nicht zum Angriff, bis ein Trupp von ihnen nach unsern Böten rannte, um sich derselben zu bemächtigen. Dies schien das Losungszeichen zu seyn; denn in eben dem Augenblicke fingen die Uebrigen an, auf unsere Linie einzudringen. Unsere Lage war nunmehr zu bedenklich geworden, als daß wir länger hätten unthätig bleiben dürfen. Ich feuerte daher meine Flinte, die mit Schroot geladen war, auf einen der Eifrigsten ab, und Herr Banks nebst zweien von der Mannschaft feuerten unmittelbar darauf. Dies brachte sie in einiger Verwirrung zum Weichen.

Allein einer ihrer Oberhäupter, der ohngefähr 60 Fuß weit von uns war, raffte seine Leute bald wieder zusammen, und führte sie zu einem zweiten Angriffe auf. Er rannte vor ihnen her, schwenkte sein Pätu = Pätu und ermunterte seine Gefährten durch lautes Zurufen. Doctor Solander, der seine Flinte noch nicht abgeschossen hatte, feuerte sie auf diesen Vorfechter. Als er den Schuß fühlte, stand er augenblicklich stille und — lief alsdann mit den

Andern davon. Ihr Muth war indeß noch nicht gedämpft; sie versammleten sich vielmehr von neuem auf einer Anhöhe, und schienen nur auf einen entschlossenen Anführer zu warten, um den Angriff zu erneuern. Um sie davon abzuhalten, feuerten wir nunmehr, da wir sie mit Schroot nicht mehr erreichen konnten, mit Kugeln nach ihnen: allein, weil keiner von ihnen getroffen wurde, so wichen sie nicht von ihrem Posten.

In dieser Lage blieben wir ohngefähr eine Viertelstunde lang. Indessen waren unsere Leute an Bord des Schiffes auch keine müssige Zuschauer bei der Sache. Weil man von dorther eine weit größere Anzahl Indianer bemerkte, als wir selbst, unserer Stellung nach, sehen konnten: so wendeten sie die lange Seite des Schifs nach dem Lande zu, und feuerten hierauf einige Kanonenkugeln über die Köpfe unserer Feinde hin. Dies zerstreuete sie augenblicklich.

Zu unserm Vergnügen wurde in diesem Scharmützel kein einziger Indianer getödtet; nur zwei von ihnen wurden mit Schroot verwundet. Hätte ich aber unsere Mannschaft nicht beständig zurückgehalten, so würde es so glimpflich nicht abgelaufen seyn: denn diese erwiesen

sich

sich — sey's aus Furcht, sey's aus Begierde zu schaden — eben so eifrig aufs Todtschießen, als der Jäger nur immer auf die Erlegung seines Wildprets seyn kann.

Nachdem wir nunmehr im ruhigen Besitz des Landes waren: so legten wir unsere Gewehre nieder, und fingen an Selleri zu sammeln, der allhier in großer Menge stand. Unter dieser Beschäftigung fiel uns ein, daß wir während des Gefechts einige Indianer ihre Zuflucht zu einer Felsenhöhle hatten nehmen sehen. Wir gingen also nach derselben hin. Ein alter Anführer und zwar eben der, dem ich am Morgen ein Stück Tuch geschenkt hatte, kroch alsobald mit seinem Weibe und seinem Bruder heraus, und baten in flehender Stellung um unsern Schutz. Wir redeten sie freundlich an, und flößten ihnen dadurch wieder Zuversicht ein. Der Greis klagte uns hierauf, daß ein Anderer von seinen Brüdern einer von denen sey, welche verwundet worden waren, und fragte dabei mit betrübter und ängstlicher Miene: ob derselbe daran werde sterben müssen? Wir versicherten ihn, er würde nicht sterben; man gab ihm zu gleicher Zeit eine Musketenkugel und einige Schrootkörner in die Hand, und erklärte ihm,

daß

daß nur diejenigen, die mit Kugeln geschossen würden, sterben müßten, die Andern aber wieder genesen würden. Wir deuteten ihm dabei an, daß, wenn seine Landsleute uns wieder angreifen sollten, wir gewiß mit Kugeln auf sie schießen würden. Sie setzten sich hierauf vertraulich bei uns nieder, und zum Zeichen unserer vollkommenen Freundschaft beschenkten wir sie mit solchen Kleinigkeiten, als wir gerade bei uns hatten.

Bald nachher gingen wir wieder in unsere Böte, ruderten nach einer andern Bucht an dem nämlichen Eilande, und kletterten einen daselbst gelegenen Berg hinauf, der eine weite Strecke Landes übersahe. Die Aussicht von da hinab war ungemein romantisch; unzählig viel Inseln lagen um uns her, und jede bildete einen artigen Hafen, in welchem die blanke See so still stand, als das Wasser eines Mühlenteichs. Artige indianische Städtchen, einzelne Häuser und angebaute Felder wechselten mit einander ab; und das Land war hier weit volkreicher, als irgend eine andere Gegend, die wir bis dahin gesehen hatten. Eins dieser Städtchen lag sehr nahe bei uns, und die Einwohner desselben kamen in Menge heraus und gaben sich große Mühe, uns zu zeigen, daß sie un-

bewafnet wären. Ueberhaupt bezeigten sie in ihrem ganzen Anstande und in allen ihren Gebehrden große Demuth und Friedfertigkeit.

Ich hatte heute Gelegenheit, vor den Augen der Indianer eine Handlung der Gerechtigkeit auszuüben, die ich mit Vergnügen ergriff, weil sie dazu beitragen konnte, ihnen eine gute Meinung von uns einzuflößen. Einigen unserer Leute, die, wenn ein Indianer sich irgend eines kleinen Betruges schuldig machte, die unerbittliche Strenge eines Lykurgs annahmen, hatte es beliebt, in eins von den angebauten Feldern allhier einzubrechen und Kartoffeln auszugraben. Für dieses Vergehen ließ ich jeden derselben mit zwölf Streichen bestrafen. Zwei von ihnen wurden nach dieser Züchtigung losgelassen; den dritten aber, welcher behauptete, daß es kein Verbrechen sey, wenn ein Engländer den Acker eines Indianers beraubte, ob es gleich für den Indianer ein Verbrechen wäre, den Engländer um einen Nagel zu betriegen, ließ ich in seine Gefangenschaft zurückbringen und noch sechs Streiche geben, bevor er wieder in Freiheit gesetzt wurde.

Widrige Winde und dann wieder Windstillen nöthigten uns, in dieser Bai verschiedene Tage lang

lang still zu liegen. Unter dieser Zeit wurde unser Umgang mit den Eingebohrnen aufs friedlichste und freundschaftlichste fortgesetzt. Viele von ihnen kamen von Zeit zu Zeit ans Schiff, und wir besuchten sie dagegen oft auf dem festen Lande und auf den Inseln. Als wir uns in dieser Absicht einstmals am Lande befanden, zeigte uns ein alter Mann das Instrument, dessen sie sich zum Zeichnen oder Tättowiren bedienen. Es war dem, welches man auf Otaheite zu eben diesem Behuf gebraucht, vollkommen ähnlich. Wir bekamen auch den Mann zu sehen, der bei dem Versuche unser Ankerboi zu stehlen, von uns verwundet worden war. Die Kugel war ihm durch den fleischigten Theil des Arms gefahren, und hatte zugleich die Brust gestreift: allein die Wunde war unter der Sorgfalt des besten Wundarztes, der Natur, und bei einer ungekünstelten Kost, der besten Krankenpflege, in gutem Zustande, und schien dem Verwundeten weder Schmerzen noch Besorgniß zu verursachen. Auch sahen wir unsers guten Alten Bruder, der bei dem Scharmützel mit Schroot verwundet worden war. Der Schuß hatte seine Schenkel getroffen; aber ohngeachtet verschiedene Körner ihm noch im Fleische steckten, so schienen doch die Wunden weder schmerzhaft noch gefährlich zu seyn.

Am 5ten December lichteten wir bei einem gelinden Landwinde die Anker; kamen aber nur langsam fort, weil dieser schwache Wind von Zeit zu Zeit gänzlich wieder einschlief. Des Abends um zehn Uhr, da eine völlige Windstille herrschte, die Fluth hingegen, oder der Seestrom, sehr stark landwärts lief, wurde unser Schiff so schnell nach dem Strande hingerissen, daß es, ehe wir einige Anstalten zu unserer Sicherheit treffen konnten, kaum noch eine Kabeltau-Länge *) von den Klippen entfernt war. Wir hatten dreizehn Klafter Tiefe; allein der Grund war so unsicher, daß wir uns nicht getrauten, die Anker auszuwerfen. Man hob daher augenblicklich die Pinasse **) aus, um das Schiff an einem Tau fortzuschleppen; und da die Mannschaft selbst einsahe, daß unsere Lage äußerst gefährlich war: so strengte ein jeder seine besten Kräfte an. Zum Glück erhob sich in diesem Augenblicke eben ein schwaches Lüftchen vom Lande her, und nun bemerkten wir zu unserer unaussprechlichen Freude, daß das Schiff sich vor-

*) Ein Kabel- oder Ankertau ist 120 Klafter lang. Nach der Länge eines solchen Tau's giebt der Schiffer die Entfernungen an.

**) Ein großes Boot.

vorwärts bewege. Es war die höchste Zeit; denn wir waren der Küste schon so nahe gekommen, daß unser Tupia, der die gefährliche Lage des Schifs nicht bemerkt hatte, sich des Wellengeräusches ungeachtet, von dem Verdecke herab mit den Indianer am Lande unterreden konnte.

Wir glaubten jetzt aller Gefahr entgangen zu seyn; der Mann mit dem Senkblei hatte uns eben „siebenzehn Klafter!" zugerufen; als einen Augenblick darauf das Schiff, zu unserm Entsetzen, dennoch auf den Grund stieß. Die Erschütterung jagte uns allen einen gewaltigen Schreck ein; und Herr Banks, der sich eben ausgekleidet hatte, um ins Bett zu steigen, rannte eiligst aufs Verdeck, wo der Mann mit dem Senkblei in dem nämlichen Augenblicke „fünf Klafter!" verkündigte. Wir waren auf einen Felsen gerannt. Allein da uns derselbe glücklicher Weise gegen den Wind lag, so lief das Schiff alsobald von demselben wieder hinunter, ohne den geringsten Schaden gelitten zu haben, und die Tiefe des Wassers nahm sehr bald wieder bis auf zwanzig Klafter zu. Wir dankten dem Himmel, daß wir mit dem bloßen Schrecken diesmal so davon gekommen waren.

Der Fischfang scheint in dieser Gegend die Hauptbeschäftigung der Eingebohrnen zu seyn. Sie sind daher auch ganze Meister darin, und haben auf die Verfertigung der dazu gehörigen Werkzeuge ungemein viel Fleiß und Geschicklichkeit verwandt. Wir zeigten ihnen unser langes Netz, welches in der That nicht zu den kleinern gehörte, weil es von eben der Art und Größe war, als die Kriegesschiffe zu bekommen pflegen: allein sie lachten uns darüber aus, und zeigten uns dagegen triumphirend das ihrige, welches denn wirklich auch eine ungeheure Größe hatte. Es war fünf Klafter tief und nach dem Raume, den es einnahm, zu urtheilen, konnte es nicht weniger, als dreihundert Klafter lang seyn. Es war aus einer Art sehr starken Grases verfertiget. Bei allen Wohnplätzen sahen wir eine Menge dergleichen Netze in Haufen zusammengelegt, welche die Gestalt eines Heuschobers hatten, und mit einem Dache bedeckt waren, um sie wider das Wetter zu verwahren: und wo wir nur in ein Haus traten, da fanden wir fast allemal einige von dessen Bewohnern mit Verfertigung solcher Netze beschäftiget.

Indem wir jetzt fortfuhren, die Küste des Landes, die sich nun immer mehr von Norden ge-

gegen Westen zog, zu befahren: so erfuhren wir von einigen uns besuchenden Eingebohrnen, daß das nördliche Ende desselben nicht mehr fern sey. Da wir fanden, daß diese Leute in Absicht ihres eigenen Landes so wohl unterrichtet waren: so erkundigten wir uns ferner, ob sie außer diesem ihren Lande noch von irgend einem andern etwas wüßten? Ihre Antwort war: sie hätten niemals ein anderes besucht; allein ihre Voreltern hätten ihnen erzählt, daß es Nordwest gen Nordwärts ein weitläuftiges Land, Nahmens Ulimåroå gebe, nach welchem einige von ihnen einst in einem sehr großen Kahne gesegelt wären; daß nur ein Theil derselben wieder zurückgekommen wäre, und daß diese ausgesagt hätten: sie wären nach einer Reise von einem Monat nach einem Lande gekommen, dessen Einwohner Schweine äßen. Tupia erkundigte sich: ob diese Abentheurer bei ihrer Rückkunft auch Schweine mitgebracht hätten? Sie antworteten: nein! „So muß denn, versetzte Tupia, eure Erzählung falsch seyn; denn es ist nicht glaublich, das Leute, die von einer solchen Seereise ohne Schweine zurückkommen, ein Land besucht haben sollten, in welchem Schweine zu bekommen waren.“ Dieser Einwurf war schlau genug; allein wir

müssen doch dagegen anmerken, daß, als sie dieser Thiere erwähnten, sie solches nicht vermittelst einer Beschreibung thaten, sondern den auf den Südsee-Inseln eigenthümlichen Nahmen derselben, Buäh, nannten. Da nun sowol das Thier selbst, als auch der Nahme desselben auf Neuseeland unbekannt ist: so würden sie den letztern nicht gewußt haben, wenn sie nicht irgend einmal Umgang mit Leuten gehabt hätten, denen derselbe bekannt war.

Wir hatten bald nachher einen Sturm von mehreren Tagen auszustehn, welcher heftiger war, als wir alle je einen erlebt hatten. Er zerriß uns mehrmals die Segel, und setzte unserm Schiffe so gewaltig zu, daß, wenn wir nicht glücklicher Weise die hohe See erreicht hätten, wir höchst wahrscheinlicher Weise niemals würden zurückgekommen seyn, unsere Abendtheuer zu erzählen.

Gegen Neujahr erreichten wir endlich die letzte Spitze des Landes, die wir das Nordcap nannten; und fingen nunmehr an, an der westlichen Küste desselben hinab wieder südwärts zu steuren.

20.

Ankunft im Charlottenssunde. Aufenthalt daselbst. Fahrt von da durch die daselbst entdeckte Cookstraße.

Um den jungen Leser nicht mit uninteressanten Erzählungen aufzuhalten, ersuche ich ihn, auf der westlichen Küste von Neuseeland, vom Nordcap an, bis an diejenige Stelle hinunter zu fahren, wo das Land durch einen Kanal getheilt und in zwei Inseln zerschnitten wird. Ohne alle merkwürdige Vorfälle kamen wir den 14ten Januar 1770 in dieser Gegend an, und legten das Schiff in einer Bai vor Anker, die ich, unserer Königin zu Ehren, den Charlottenssund nannte.

Im Gesicht unsers Ankerplatzes lag ein indianisches Dorf oder Hippåh; jedoch in einer Entfernung von etlichen Kanonenschüssen; und es währte nicht lange, so sahen wir von daher einige Kähne gegen uns heran kommen. Allem Ansehen nach waren diese abgeschickt uns zu recognosciren, wo nicht gar schon gefangen zu neh-

nehmen. Ihre Mannschaft war wohl bewafnet und ohngefähr eben so gekleidet, wie der erste Entdecker dieses Landes, Tasman, die damals von ihm gesehenen Eingebohrnen auf einem Kupferstiche abgebildet hat. Ihr Leib war mit hiesigem Landestuche umwickelt; zwei Ecken desselben reichten vom Rücken über die Schultern; von da an hingen sie über die Brust hinab, und unterhalb derselben waren sie wieder an das um den Leib gewundene Tuch befestiget.

Unter den gewöhnlichen Herausfoderungen und Drohungen ruderten diese Herrn verschiedene mal um das Schiff herum, und fingen alsdann den beschlossenen Angriff mit Steinwerfen an. Unser Tupia that ihnen deshalb zwar Vorstellungen, aber diese schienen wenig Eindruck auf sie zu machen; und wir fingen schon an zu besorgen, daß sie uns endlich zwingen würden, Feuer auf sie zu geben, als ein sehr alter Mann unter ihnen Verlangen äußerte, zu uns an Bord zu kommen. Mit Vergnügen ermunterten wir ihn, diesen guten Gedanken auszuführen, und warfen ihm ein Seil zu, an welchem er seinen Kahn augenblicklich hart an das Schiff zog. Jetzt wollte er zu uns herauf klettern; allein seine Landsleute machten heftige

Vor=

Vorstellungen dagegen, und als er darauf nicht zu achten schien, ergriffen sie ihn, und wollten ihn mit Gewalt zurückhalten; allein er blieb bei seinem Entschlusse, wand sich mit einem heitern, aber standhaften Muthe aus ihren Händen los, und kam wirklich an Bord.

Wir empfingen den ehrlichen Alten mit allen möglichen Merkmalen von Freundschaft und Güte, und ließen ihn, nach einigem Verweilen, mit Geschenken überhäuft, zu seinen Gefährten zurück kehren. Diese begonnten hierauf, sobald er wieder zu ihnen hinabgekommen war, zu tanzen, ob aus Freude und Freundschaft oder abermals in der Absicht, uns zum Gefecht herauszufodern, getraue ich mich nicht zu bestimmen. Unserer bisherigen Erfahrung nach, bedeutet der Tanz bei diesen Leuten bald das Eine bald das Andere. Sie nahmen indeß weiter nichts Feindseliges vor, sondern kehrten bald darauf nach ihrem Hippåh zurück.

Nicht lange darnach ging ich selbst, nebst den mehrsten Herrn Reisenden, gleichfalls ans Land. Wir fanden hier einen schönen Fluß, der vortrefliches Wasser führte; auch Holz in größtem Ueberfluß. Das ganze Land umher war nichts als Wald. Wir hatten das lange

Netz mitgenommen, und warfen es mit so glücklichem Erfolg aus, daß wir in einem oder zwei Zügen ohngefähr drei Centner Fische von verschiedener Art fingen, welche ich alsobald unter das sämmliche Schifsvolk zu gleichen Portionen austheilen ließ.

Beim Anbruch des folgenden Tages, da wir geschäftig waren, das Schiff auf die Seite zu legen, um es zu kalfatern, kamen drei Kähne zu uns her, an deren Bord über hundert Mann befindlich waren. Mit Vergnügen bemerkten wir auch verschiedene Weiber unter ihnen, weil wir dieses für ein Merkmal hielten, daß sie nichts Feindseliges gegen uns im Schilde führten. Allein es währte doch nicht lange, so wurden sie uns so beschwerlich, daß wir besorgten, es würde dennoch Händel setzen. Mittlerweile wurde das lange Boot mit einigen Wasserfässern ans Land geschickt. Zwei der indianischen Kähne ließen sich einfallen, demselben nachzurudern, und dieses nöthigte uns, ihnen durch ein paar Schrootschüsse Furcht einzujagen. Ob wir nun gleich so weit von ihnen entfernt waren, daß wir sie unmöglich damit erreichen konnten, so that unser Drohen doch seine gute Wirkung: denn sie ließen sogleich vom Nachsetzen ab.

Die

Die Uebrigen, welche neben dem Schiffe geblieben waren, hatten einige Fische mitgebracht und boten dieselben feil. Diese waren zwar schon stinkend, allein um doch einigen Verkehr mit ihnen zu haben, ließen wir Einen von unsern Leuten in einem kleinen Boote zu ihnen abgehen, um sie ihnen abzuhandeln. Eine Zeitlang bezeigten sie sich ganz ehrlich dabei; endlich aber ersahe Einer die Gelegenheit, haschte schnell nach einem Blatte Papier, das unser Handelsmann in der Hand hielt, und als er fehlgriff, setzte er sich augenblicklich in Vertheidigungsstand, schwenkte sein Pätu-Pätu und stellte sich an, als wenn er gleich zuschlagen wollte. Man feuerte hierauf mit Schroot auf ihn; einige Körner fuhren ihm ins Knie, und damit war die Sache abgethan.

Die Indianer blieben indeß noch immer neben dem Schiffe, und unterredeten sich mit Tupia. Wir veranlaßten, daß ihnen dieser allerlei Fragen thun mußte, das Alterthum ihres Landes betreffend. Unter andern mußte er sich erkundigen: ob sie wol schon jemals ein solches Schiff, wie das unsrige, gesehn, oder gehört hätten, daß dergleichen auf ihrer Küste gewesen wäre? worauf sie nein! antworteten.

Das

Das Andenken an Tasmans ehemalige Anwesenheit allhier mußte also gänzlich bei ihnen erloschen seyn.

Nicht bloß die Weiber, welche in diesen Kähnen waren, sondern auch einige von den Männern trugen einen Kopfputz, dergleichen wir noch nie gesehen hatten. Er bestand aus einem Busche schwarzer Federn, der in runder Form auf dem Wirbel des Kopfes angebunden war, das Haupt gänzlich bedeckte, und es dem Ansehen nach zweimal höher machte, als es wirklich war.

Nach dem Mittagsessen stieg ich mit meinen Herrn Reisegefährten und dem Tupia in die Pinasse, und fuhr mit ihnen nach einer Bucht hin, welche von unserm Ankerplatze ohngefähr zwei Seemeilen weit entfernt war. Unterwegens sahen wir etwas auf dem Wasser schwimmen, das uns ein todtes Seekalb zu seyn schien; als wir aber darauf zuruderten, fanden wir, daß es der Leichnahm einer Frauensperson war, die dem Ansehen nach schon vor einigen Tagen gestorben seyn mußte. Wir ruderten hierauf nach der Bucht, und stiegen daselbst ans Land.

Allhier hielt sich eine kleine indianische Familie auf, die über unsere Ankunft dermaßen erschrack, daß sie alle, bis auf einen Mann nach, davon liefen. Mit diesem ließ sich Tupia sogleich in eine Unterredung ein; und als die Flüchtlinge dieses sahen, kamen sie bald wieder zurück. Nur ein einziger alter Mann und ein Kind, welche dem Frieden nicht zu trauen schienen, blieben in der Ferne stehen, und guckten verstohlner Weise durch die Bäume nach uns her.

Als wir uns bei diesen Leuten nach dem todten Körper erkundigten, den wir auf dem Wasser angetroffen hatten, erfuhren wir von ihnen, daß es eine Anverwandtin von ihnen sey, die eines natürlichen Todes gestorben; daß man, dem Landesgebrauche gemäß, einen Stein an den Leichnam gebunden und denselben hierauf in die See geworfen habe; wenn wir denselben aber schwimmend gefunden hätten: so müsse der Stein durch irgend einen Zufall losgekommen seyn.

Um die Zeit, da wir hier landeten, war die Familie eben geschäftig ihre Speisen zuzurichten. Ein ausgeschlachteter Hund lag im Backofen verscharrt, und mehrere Speisekörbe standen auf der Erde umher. Wir warfen im

Vor-

Vorbeigehn unsere Blicke in einen derselben, und wurden zwei ziemlich abgenagte Knochen darin gewahr, welche keinesweges von einem Hunde zu seyn schienen. Bei genauerer Besichtigung bemerkten wir deutlich, daß es — Menschenknochen waren. Bei diesem Anblicke überfiel uns Schaudern und Entsetzen; obgleich die Sache selbst nur eine Bestätigung desjenigen war, was wir seit unserer Ankunft auf dieser Küste schon oft gehört hatten.

An dem wenigen Fleische, welches an den Knochen noch übrig war, sahe man augenscheinlich, daß es gebacken worden war, und in den Knorpeln am Ende des Knochens fanden wir noch die Spuren der Zähne, die es abgenagt hatten. Um indeß unsere Ueberzeugung von der Gewißheit des abscheulichen Gebrauchs dieser Leute, Menschenfleisch zu essen, aufs höchste zu treiben, ließen wir durch unsern Tupia fragen: was dies für Knochen wären? Die Indianer antworteten, ohne das geringste Bedenken: „das Gebein eines Mannes." Man fragte hierauf: wo denn das Fleisch davon hingekommen sey? Und sie versetzten: „das hätten sie gegessen." Aber, sagte Tupia, warum habt ihrs mit dem Leichnam der Frauensperson, den

wir auf dem Wasser schwimmen sahn, nicht auch also gemacht? Die Frau, antworteten sie, starb an einer Krankheit; überdem war sie unsere Anverwandtin, und wir essen nur die Leiber unserer Feinde, die im Gefecht umkommen. Auf die Frage: wer der Mann gewesen sey? antworteten sie: vor ohngefähr fünf Tagen wäre eine Anzahl von ihren Feinden in einem starkbemannten Boote in diese Bai gekommen; davon hätten sie sieben Personen getödtet, und der Mann, wornach wir fragten, wäre unter dieser Anzahl mit gewesen.

Einer von uns fragte: ob sie einige Menschengebeine hätten, auf welchen das Fleisch noch wäre? und als sie zur Antwort gaben, daß sie alles Fleisch bereits aufgezehrt hätten, stellten wir uns, als ob es uns nicht glaublich vorkäme, daß die Gebeine wirklich von einem Menschen seyn sollten, und sagten, es würden wol Knochen von einem Hunde seyn. Dieser Zweifel schien Einen unter ihnen im Ernst zu verdrießen; er ergriff seinen eigenen Vorderarm sehr eifrig, streckte denselben mit einer Art von Unwillen gegen uns aus und sagte: daß der Knochen, den Herr Banks in der Hand hielte, zu diesem Theile eines menschlichen Körpers gehört

hört habe. Um uns zu gleicher Zeit zu überzeugen, daß das Fleisch in der That gegessen worden sey, faßte er seinen eigenen Arm mit den Zähnen, und stellte sich, als ob er äße; auch biß und nagte er noch an dem Beine, das Herr Banks genommen hatte, zog es durch den Mund und gab durch Geberden zu verstehn, daß es ein rechter Leckerbissen gewesen wäre. Alsdann gab er Herrn Banks den Knochen zurück, und dieser nahm ihn, als ein gräuliches Denkmal von dem abscheulichen Geschmacke dieser Leute mit sich fort.

Unter den zu dieser Familie gehörigen Personen befand sich auch eine Frau, die ihre Arme, Beine und Schenkel an verschiedenen Orten entsetzlich zerschnitten hatte. Man sagte uns, daß sie sich diese Wunden selbst beigebracht habe, um ihre Betrübniß über den Verlust ihres Mannes an den Tag zu legen, der vor kurzem von den Feinden sey getödtet und gegessen worden.

Da unser Schiff ziemlich nahe an der Küste lag, so verschafte uns die Nachbarschaft des Landes zur Nachtzeit eine Annehmlichkeit, welche wohl verdiente, daß man, um ihrer zu genießen, sich einige Stunden vom Morgenschlaf entzog. Es wurden nämlich die Wälder rings

um-

umher von einer ganz unglaublichen Menge kleiner Vögel bewohnt, deren Stimme alles, was wir von der Art je gehört hatten, an Lieblichkeit unendlich weit übertraf. Man glaubte kleine, vortreflich gestimmte Silberglöckchen zu hören. Die Weise dieser kleinen Sänger aber war, daß sie ihre Lieder allemal zwei Stunden nach Mitternacht anstimmten und damit bis zu Sonnenaufgang fortfuhren.

Als wir am zweiten Tage unsers Hierseyns einen Besuch von einigen Indianern hatten, unter denen sich auch der alte Mann befand, der bei unserer Ankunft sich zuerst bei uns an Bord gewagt hatte, und der, wie wir nachher erfuhren, Topaa hieß, lenkte unser Tupia gleich wieder das Gespräch auf den gestrigen Gegenstand unserer Nachforschung, und man bestätigte heute alles, was wir gestern schon gehört hatten. „Aber, sagte Tupia, wo bleiben denn die Köpfe? Eßt ihr diese auch?“ Von den Köpfen, antwortete der Alte, essen wir nur das Gehirn; und das nächstemal, daß ich wiederkomme, will ich einen solchen Kopf mitbringen, um euch zu überzeugen, daß ich die Wahrheit rede.

Als wir bald nachher wieder ans Land gegangen waren, fanden einige unserer Leute,

neben einem Ofen oder Bratloche in der Erde, drei menschliche Hüftbeine, welche die traurige Ueberzeugung, daß der unmenschliche Gebrauch Menschenfleisch zu essen, hier wirklich im Schwange gehe, noch mehr befestigen halfen.

Einige Tage nachher hielt unser Alter Wort. Er brachte wirklich vier Köpfe von den sieben letzterschlagenen und verzehrten Männern mit an Bord. Das Haar, wie auch das Fleisch waren noch unversehrt; aber das Gehirn war herausgenommen. Das daran befindliche Fleisch mußte auf irgend eine Art vor der Fäulniß verwahrt seyn, denn es roch nicht. Herr Banks kaufte einen dieser Köpfe, worein der Alte ungern willigte; von den übrigen aber wollte er schlechterdings keinen mehr ablassen. Wahrscheinlich hebt man sie hier, wie in Amerika die Hirnschädel und Kopfhäute und auf Otaheite die Kinnbacken, als Siegeszeichen auf. Bei genauer Besichtigung des gekauften Kopfes bemerkten wir, daß er einen Schlag — vermuthlich mit dem Påtu-Påtu — in die Schläfe bekommen hatte, wovon die Hirnschale war zerbrochen worden.

Am 22sten Januar erstieg ich den Gipfel eines Berges, und wurde für die darauf gewand-

wandte Mühe reichlich belohnt: denn ich erblickte von hieraus die See auf der östlichen Seite des Landes, und bemerkte, daß aus derselben ein Kanal in das Meer auf der westlichen Seite führte. Die jungen Leser werden diesen Kanal auf unserer Karte angegeben finden.

Am 24sten legten wir bei unsern ältesten guten Freunden in dieser Gegend, eben denjenigen, die bei unserer Ankunft hieselbst am ersten zu uns kamen, in ihrem Hippåh oder befestigten Dorfe, einen Besuch ab; und wurden auch hier, wie überall auf das freundschaftlichste aufgenommen. Mit dem vollkommensten Vertrauen führten sie uns überall in ihren Wohnungen herum, die wir sowol bequem, als auch reinlich fanden. Auch dieser Ort liegt auf einem Felsen, dessen Wände so steil sind, daß sie eine künstliche Befestigung durchaus überflüßig machen. Dennoch hatte man leichte Pallisaden umhergepflanzt, und an demjenigen Theile des Felsens, wo er noch einigermaßen zugänglich war, ein Streitgerüste angebracht.

Die Bewohner dieses Orts brachten uns gleichfalls verschiedene Menschengebeine, wovon das Fleisch rein abgenagt war, und boten sie feil: denn unsere Neubegierde hatte einen or-

dentlichen Handlungsartikel daraus gemacht. In einer Gegend dieses Dorfs sahen wir, nicht ohne Verwunderung, ein Kreuz, welches einem Crucifix vollkommen ähnlich war. Es war mit Federn geziert; und auf unsere Frage: zu welchem Zwecke es errichtet worden sey? erhielten wir zur Antwort: es sey das Denkmal eines verstorbenen Mannes. Da wir uns aber weiter erkundigten: was man mit dem Leichnam des Mannes, zu dessen Andenken das Kreuz aufgerichtet worden sey, gemacht habe? wollten sie uns keine Antwort darauf geben.

Als wir Tags darauf in einer kleiner Bucht ans Land gingen, um Meerraben zu schießen, die wir hier von vortreflichem Geschmack fanden: trafen wir eine zahlreiche Familie von Indianern an. Einige von diesen guten Leuten kamen uns sogleich entgegen, und luden uns ein, mit ihnen zu dem Rest ihrer Gesellschaft zu gehen; worein wir denn auch gern willigten. Die ganze Parthei bestand aus ohngefähr dreißig Personen an Männern, Weibern und Kindern. Alle empfingen uns mit den herzlichsten Freundschaftsbezeigungen. Wir theilten einige Bänder und Glaskorallen unter sie aus; darüber wurden sie über die Maaßen entzückt, und alle, Junge und Alte,

Männer und Weiber fielen uns dafür um den Hals, und herzten und küßten uns. Um uns aber ihre Dankbarkeit zugleich auf eine reelle Weise zu erkennen zu geben, schenkten sie uns auch einige Fische.

Am 22sten erstieg ich in Begleitung der Herrn **Banks** und **Solander** abermals einen sehr hohen Berg, um die neulich von mir entdeckte Straße, welche aus dem östlichen in das westliche Meer führt, noch einmal in Augenschein zu nehmen. Wir hatten das Vergnügen, sie daselbst vollkommen übersehen zu können. Da wir eine Menge von Steinen allhier liegen sahen: so errichteten wir eine Pyramide davon, und legten eine bleierne Kugel, Schrootkörner, Glaskorallen, und andere dergleichen Dinge hinein, die wir gerade bei uns hatten, um jeden Europäer, der etwa nach uns hieher kommen und diesen Steinhaufen niederreissen mögte, dadurch zu überzeugen, daß andere Europäer schon vor ihm hier gewesen wären.

Nachdem wir dieses Geschäft geendiget hatten, besuchten wir ein anderes indianisches Städtchen, welches, gleich dem vorigen, auf einer kleinen Felseninsel angelegt war, und einen so gefährlichen Zugang hatte, daß wir, um

unsere Neugierde zu befriedigen, Gefahr liefen, die Hälse zu brechen. Auch hier empfing man uns mit offenen Armen, führte uns überall herum, und zeigte uns alles, was man nur für sehenswürdig hielt. Dieses Städtchen bestand, gleich dem vorigen, aus 80 bis 100 Häusern; es bedurfte hier aber, an einem durch die Natur schon so sehr befestigten Orte, nur eines einzigen Streitgerüstes. Wir schenkten den Einwohnern einige Nägel, etwas Band und Papier, welches ihnen so viel Vergnügen machte, daß sie beim Abschiednehmen unser Boot aus Erkenntlichkeit mit gedörrten Fischen anfüllten, wovon sie ansehnliche Vorräthe gesammlet hatten. Man sieht, daß die schöne Tugend der Dankbarkeit ein von Gott selbst uns eingepflanzter Trieb seyn müsse, weil wir sie selbst bei diesen rohen Naturmenschen, ohne alle Erziehung und Bildung fanden. Schande über den sorgfältig erzogenen Europäer, der von einer so natürlichen und menschlichen Tugend weniger, als ein Wilder, aufzuweisen hat!

Am 30sten schickte ich früh Morgens ein Boot nach einer benachbarten Insel ab, um Selleri zu holen. Als man hiermit beschäftiget war, landeten ohngefähr zwanzig von den Ein-

gebohrnen, Männer, Weiber und Kinder, neben einigen unbewohnten Hütten. Fünf oder sechs Weibspersonen setzten sich alsobald auf die Erde nieder, und fingen an, sich die Beine, Arme und Gesichter mit Muscheln oder scharfen Stücken von Talkstein abscheulich zu zerfetzen. Unsere Leute erfuhren, daß die Männer derselben neulich von den Feinden wären erschlagen worden, und daß die Weiber nun auf diese barbarische Weise ihre Betrübniß darüber ausdrückten. Das sonderbarste dabei war, daß die indianischen Männer von dieser entsetzlichen Ceremonie nicht die geringste Notiz nahmen, sondern, ohne darauf zu achten, sich mit der Ausbesserung der Hütten beschäftigten.

Der Schifszimmermann hatte unterdeß zwei Pfosten zurecht gehauen, die ich als Denkmäler unsers Hierseyns zurücklassen wollte. Ich ließ den Nahmen des Schifs, nebst dem Jahr und dem Monate unsers Hierseyns darein hauen, und richtete den einen derselben bei der Wasserstelle, den andern auf einem nahe liegenden Eilande auf, worauf ich unsere Flagge von denselben wehen ließ. Unsern alten Mann, der dabei zugegen war, ließ ich durch den Tupia bedeuten, daß wir ein Denkmal errichteten, um

jedem andern Schiffe, welches etwa nach uns hierherkommen sollte, ein Zeichen zu geben, daß wir schon vor ihm da gewesen wären. Die Indianer waren dies nicht nur gern zufrieden, sondern versprachen auch, daß sie es niemals niederreissen wollten. Ich beschenkte darauf jeden von ihnen; dem alten Manne insonderheit gab ich ein drei Pence-Stück vom Jahr 1736, nebst einigen großen Nägeln, auf welche das königliche Zeichen des breiten Pfeils tief eingedrückt war; weil ich glaubte, daß diese Dinge sich wahrscheinlich am längsten unter ihnen erhalten würden. Ich beehrte hierauf diese Gegend mit dem Nahmen Königin Charlottens-Sund, und nahm von diesem und dem benachbarten Lande im Nahmen Sr. Großbrittanischen Majestät, König Georg III. förmlich Besitz. Wir tranken hierauf eine Flasche Wein auf der Königin Gesundheit aus, und schenkten die leere Flasche unserm Alten, der eine unbeschreibliche Freude darüber empfand.

Da ich jetzt entschlossen war, sobald als möglich wieder unter Segel zu gehn, um den von den Bergen herab bemerkten Kanal aufzusuchen: so ging ich noch einmal nach dem nächstgelegenen Hippåh, und kaufte einen beträcht-

lichen Vorrath durchschnittener und gedörrter Fische ein, um ihn, als Seeproviant, mitzunehmen. Beim Abschiednehmen schienen einige Indianer über unsere bevorstehende Abreise betrübt, andere hingegen vergnügt zu seyn. Es waren sogar einige unter ihnen, welche darüber, daß man mir die Fische verkaufte, durch deutliche Zeichen ihr Misvergnügen zu erkennen gaben.

Unsere Abreise erfolgte nun zwar den Tag darauf; aber aus Mangel eines günstigen Windes, mußten wir bald darauf wieder vor Anker gehn. Die Herrn **Banks** und **Solander** benutzten diesen Umstand, um, wo möglich, noch eine kleine Nachlese für die Naturgeschichte zu halten. Da sie in dieser Absicht noch einmal ans Land gegangen waren, stießen sie auf die liebenswürdigste indianische Familie, welche sie je gesehen hatten. Die Hauptpersonen bei derselben waren eine Witwe und ein Knabe von etwa zehn Jahren; die erstere betrauerte ihren Mann, dem Landesgebrauche gemäß, unter Vergießung manches Bluttropfens, und das Kind war durch den Tod seines Vaters Herr von dem Lande geworden, wo wir unser Holz gefällt hatten. Beide saßen auf Matten, und der übrige Theil der Familie, an der Zahl ohn-

gefähr 17 männlichen und weiblichen Geschlechts, saß rings um sie herum. Ihr ganzes Betragen war leutselig, verbindlich und ohne Mistrauen. Sie gaben einem jeden von ihren europäischen Gästen einen Fisch und einen Feuerbrand, um solchen zuzubereiten und ersuchten sie zu wiederholtenmalen, bis zum nächsten Morgen bei ihnen zu bleiben. Unsere Reisenden würden das auch gern gethan haben, wenn sie nicht hätten erwarten müssen, daß das Schiff wieder unter Segel gehen würde.

Wir schiften nunmehr auf die entdeckte Straße los; aber noch ehe wir in dieselbe einlaufen konnten, hätten wir beinahe das Unglück gehabt, unser Schiff an einem Felsen scheitern zu sehen. Da nämlich die Ebbe eintrat, wurden wir von dem Strome des ablaufenden Wassers so schnell gegen eine Felseninsel, die sich senkrecht aus dem Meere erhob, fortgerissen, daß wir, bevor wir noch das einzige zu unserer Rettung übrige Mittel anwenden konnten, nur noch eine Kabeltaulänge davon entfernt waren. Dieses Mittel bestand nämlich in der plötzlichen Auswerfung eines Ankers, von welchem aber noch gar nicht ausgemacht war, ob er auch fassen würde. Er faßte indeß glücklich. Allein auch

dieses würde uns noch nicht gerettet haben, wenn nicht der Strom durch das Anprallen gegen die Insel eine andere Richtung bekommen und uns dadurch jenseits der ersten Spitze hinausgeführt hätte.

Durch die Straße selbst wurden wir durch Wind und Ebbe sehr schnell fortgetrieben. Das Land auf der nördlichen Seite derselben wird von den Eingebohrnen Faheinomauwe, das gegen Süden hingegen Poenämmuh genannt. Die Straße wurde von meinen Herrn Reisegefährten nach meinem Nahmen die Cookstraße genannt.

21.

Fahrt von der östlichen Mündung der Cookstraße rings um die südliche Hälfte von Neuseeland, wodurch dieses Land gänzlich umschift wurde. Allgemeine Nachricht von Neuseeland. Beschreibung der Eingebohrnen.

Nachdem wir nunmehr die nördliche Hälfte von Neuseeland, nämlich die Insel Faheinomau-

mauwe rund umher beschift hatten: so beschloß ich mit der südlichen Hälfte dieses Landes, Poenåmmuh genannt, ein gleiches zu thun. Sobald wir daher die Straße gänzlich zurückgelegt hatten, steuerte ich långst der östlichen Küste des südlichen Landes gen Süden hin.

Die ersten Eingebohrnen, die wir auf dieser neuen Fahrt zu Gesicht bekamen, wagten sich zwar in ihren Kähnen bis auf einen Steinwurf weit an unser Schiff heran; aber dann hielten sie auch stille, und gaften uns mit Blicken an, die keine andere Empfindung, als bloßes leeres Erstaunen ausdrückten. Tupia strengte zwar alle seine Beredsamkeit an, um sie zu bewegen, näher zu kommen; aber es war umsonst. Nachdem sie uns eine Zeitlang angestaunt hatten, kehrten sie wieder um, und ruderten der Küste zu.

Es ist sonderbar, wie sehr verschieden der Eindruck war, den wir zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten auf die Bewohner dieses Landes machten, und wie sehr ungleich sie sich gegen uns betrugen. Bald sahen wir uns, wie diesmal, mit stummen Ausdrücken des Erstaunens und der Furchtsamkeit angegaft; bald wurden wir, ohne die mindeste Veranlassung dazu gegeben zu haben, als erklärte

Fein-

Feinde angefallen; bald sahen wir uns nicht der mindesten Aufmerksamkeit werth geachtet, und wiederum bei andern Gelegenheiten kamen die Indianer, ohne unsere Einladung abzuwarten, mit der größten Vertraulichkeit und Zuversicht bei uns an Bord. Hätten wir nun gleich, nach der ersten oder zweiten Zusammenkunft mit diesen Leuten, uns anmaßen wollen, ihren Gemüthscharacter und ihre Sitten zu beschreiben, und hätten wir, wie es in Reisebeschreibungen so oft geschieht, das was wir an einzelnen Menschen bemerkten, übereilter Weise von der ganzen Nation behaupten wollen: so sieht nun Jeder, wie einseitig und unrichtig unsere Beschreibung ausgefallen seyn würde. Mögen meine jungen Leser hieraus lernen, daß man, wenn von ganzen Gesellschaften oder Nationen die Rede ist, in seinem Urtheile darüber nie zu behutsam seyn könne.

Am 17ten Februar befanden wir uns bei einer Insel, die ich Herrn Banks zu Ehren, die Banks-Insel nannte. Sie lag ohngefähr fünf Seemeilen weit von uns entfernt. Von hier schiften wir, ohne merkwürdige Vorfallenheiten, bis zum 9ten März, an welchem Tage wir das äußerste südliche Ende dieses

Lan-

Landes erreichten. Ich nannte dasselbe das Süd-Cap; und nunmehr fingen wir an, die westliche Küste entlang wieder nordwärts zu segeln. Einer Insel, welche uns bald darauf zu Gesicht kam, gab ich, dem Doctor Solander zu Ehren, den Nahmen Solanders-Insel.

Das feste Land in dieser Gegend besteht aus erstaunlich hohen Kettengebirgen, welche überall nackt sind, nur daß die Gipfel derselben mit Schnee bedeckt sind, der vielleicht von der Schöpfung her allda gelegen haben mag. Eine rauhere, unholdere und ödere Gegend, als diese ist, kann man sich unmöglich denken. Das Kettengebirge lief von Süden gen Norden durchs ganze Land hin.

Am 27sten Mai langten wir wieder in derjenigen Gegend an, der ich den Nahmen Königin Charlottens-Sund gegeben hatte; so daß nunmehr das ganze Land von uns umschift worden war. Da wir unsern Wasservorrath jetzt ganz verbraucht hatten, und dafür sorgen mußten, ihn, bevor wir dieses Land verließen, wieder zu ersetzen: so legte ich das Schiff in einer kleinen Bucht neben dem Charlottens-Sunde zu diesem Behuf vor Anker. Wir gingen alsdann ans Land, wo wir zwar

verschiedene verlassene Hütten, aber nirgends Menschen zu sehen bekamen.

Ich hatte nunmehr die Wahl, ob ich von hieraus wieder um das Vorgebirge Horn auf dem Feuerlande, von wannen wir gekommen waren, zurück, oder gerade aus nach dem Vorgebirge der guten Hofnung hinsegeln oder endlich über Ostindien nach Europa zurückkehren wollte. Nach vorhergegangener Berathschlagung mit meinen Officiren, wählte ich aus wichtigen Gründen das Letzte.

Aber ehe wir Neuseeland ganz verlassen, muß ich das Merkwürdigste von unsern Beobachtungen über dieses beträchtliche Land noch kurz zusammen fassen, um dasjenige zu ergänzen, was ich in meiner bisherigen Erzählung etwa mag übergangen seyn.

Die beiden Inseln, aus welchen dieses Land besteht, liegen zwischen dem 34 und 48sten Grade südlicher Breite, so daß die ganze Ausdehnung derselben von dem Nordcap bis zum Südcap gegen 200 geographische Meilen beträgt.

Die südliche Insel, Poenämmuh genannt, ist ein überaus gebirgigtes, und, allem Ansehen nach, unfruchtbares und unbevölkertes Land.

Denn

Denn außer den Eingebohrnen, die wir im Charlottens-Sunde sahen, und den wenigen, von welchen wir in einiger Entfernung angegaft wurden: kamen uns gar keine Menschen mehr zu Gesicht. Die nördliche Insel hingegen, Eaheinomauwe genannt, hat ein weit besseres Ansehn. Sie ist zwar auch gebirgigt, aber die Berge sind hier mit Gehölz bekleidet, und die zwischen denselben befindlichen Thäler werden von Bächen und Flüssen bewässert. Jeder von uns war der Meinung, daß alle Arten von europäischen Feld- und Gartenfrüchten hier vollkommen gut fortkommen würden. Der Sommer war hier nicht heisser, als er in England zu seyn pflegt; der Winter aber muß, wie sich aus verschiedenen Pflanzen, die wir hier vorfanden, schließen läßt, ungleich milder seyn. Dieses Land würde daher eine europäische Colonie nicht nur mit den Nothwendigkeiten des Lebens, sondern auch mit den entbehrlichern Mitteln zum Wohlleben reichlich versorgen können.

Von vierfüßigen Thieren sahen wir hier keine andere, als Hunde und Katzen, und zwar von den letztern nur sehr wenige. Die erstern halten sich auch hier, wie bei uns, unter den Menschen auf, von denen ihr Fleisch zur Speise, ihr

ihr Fell zur Kleidung gebraucht wird. Daß es gar keine andere vierfüßige Thiere in diesem Lande geben müsse, schlossen wir daraus, weil wir bei den Eingebohrnen gar keine andere Felle bemerkten. Unter den Vögeln, deren es hier gleichfalls nicht gar viele Arten giebt, bemerkten wir, außer der Erdmöve, keine von denen, welche in Europa bekannt sind. Zwar giebt es allhier Enten, Meerraben, Falken, Eulen und Wachteln, welche den unsrigen einigermaßen ähnlich sind: aber bei näherer Untersuchung fand es sich doch, daß sie auf eine sehr merkliche Weise davon unterschieden sind. Der Mangel an Landthieren aber, den wir hier verspürten, wird durch die Menge und Mannigfaltigkeit, sowol gesunder als auch wohlschmeckender Fische, wovon das Meer hier an allen Orten wimmelt, reichlich ersetzt.

Was das Pflanzenreich betrift, so bestehn die hiesigen Landesproducte aus herrlichen Bäumen, welche in ungeheuern Waldungen da stehn. Diese würden, ihrer Größe, ihres geraden Stammes, ihres festen und dauerhaften Holzes wegen, zu jeder Art von Bauwerk, nur zu Masten nicht, als wozu sie zu schwer sind, ungemein tauglich seyn. Eine Gattung derselben zeichnete

sich besonders zur Zeit unsers Hierseyns durch eine Scharlachblüthe aus, die aus vielen in einander geschlungenen Fäden bestand. Dieser Baum ist von der Größe einer Eiche, und hat ein außerordentlich hartes und schweres Holz. Der Boden in diesen Waldungen ist großentheils mit sehr hohen Kräutern bewachsen, welche unsern Naturforschern eine reiche Erndte an botanischen Beobachtungen darboten. Von Küchengewächsen fanden wir nur wenige hier. Unter diesen wurde der wilde Selleri und eine gewisse Art von Kresse von unsern Leuten sehr wohlschmeckend und für die Gesundheit wohlthätig gefunden. Die Eingebohrnen ziehen auch Kürbisse, deren Schalen sie sich zu allerhand Gefäßen bedienen.

Von dem chinesischen Maulbeerbaume, welcher hier gleichfalls, wiewol nur selten gefunden wird, machen sie, wie die Bewohner der Südsee-Inseln, zwar auch ein Zeug, aber in so geringer Menge, daß sie es nur, statt anderer Zierrathen, in die Ohren hängen. Fruchtbäume bemerkten wir hier ganz und gar nicht; man müßte denn eine gewisse Staude dazu rechnen wollen, die eine ganz unschmackhafte Beere trug. Dahingegen bringt das Land eine

Pflanze hervor, deren die Eingebohrnen sich statt des Flachses oder Hanfs auf eine so geschickte Weise bedienen, daß ihre daraus verfertigten Schnüre und Stricke, an Stärke und Dauerhaftigkeit, allen europäischen Arbeiten dieser Art bei weitem vorzuziehen sind.

Ob das Land auch an Metallen ergiebig sey, können wir, bei der geringen Kenntniß, die wir davon erlangten, nicht entscheiden. Alles, was wir in diesem Stücke bemerken konnten, war eine Menge Eisensand, den wir in der Merkuriusbai vorfanden.

Was die Eingebohrnen betrift, so sind sie, im Ganzen genommen, von der größten europäischen Statur, fleischicht und von starken Gliedmaßen, aber nicht feist, wie die trägen und üppigen Bewohner der Südseeinseln. Sie sind vielmehr geschäftig und stark, und zeigen in allen ihren Verrichtungen eine ausnehmende Geschicklichkeit. Ihre Farbe ist größtentheils braun, nur bei einzelnen Personen etwas dunkler, als die Farbe eines von der Sonne gebrannten Spaniers. Beide Geschlechter tragen fast einerlei Kleidungsstücke, so daß man die Frauenspersonen nur an ihrer außerordentlich sanften Stimme unterscheiden kann. Sowol

das Hauptthaar, als auch der Bart sind bei diesen Leuten schwarz; ihre Zähne hingegen sind so weiß, wie Elfenbein und sehr wohl gestellt. Beide Geschlechter haben angenehme Gesichtszüge und genießen, dem Ansehen nach, einer vollkommenen und dauerhaften Gesundheit.

In ihrem Betragen unter einander waren sie überaus leutselig; aber gegen ihre Feinde sind sie unversöhnlich und schenken ihnen nie das Leben. Sowol die beständigen Feindseligkeiten, worin die verschiedenen Stämme gegen einander leben, als auch der abscheuliche Gebrauch, Menschenfleisch zu essen, scheinen ihren Grund in einem Mangel an hinreichenden Nahrungsmitteln zu haben. Eines beständigen Krieges gewohnt, waren sie stets bereit, uns feindselig anzugreifen, so oft wir zum erstenmal in eine Gegend kamen. Anfangs kannten sie keine andere Ueberlegenheit, als diejenige, welche in der größern Menge besteht; und so oft sich diese auf ihrer Seite befand, hielten sie alle unsere Bemühungen, ihnen freundschaftliche Gesinnungen einzuflößen, für bloße Beweise unserer Furchtsamkeit. Sobald sie aber die Wirkungen unsers Schießgewehrs erkannten, und zugleich überzeugt wurden, daß wir uns dieser zerstö-

renden Waffen nur zur Nothwehr und allemal mit der größten Mäßigung bedienten: so bezeigten sie sich augenblicklich liebreich, freundlich und zutraulich gegen uns. Auch dieses verdient angemerkt zu werden, daß wir, sobald erst ein ordentlicher freundschaftlicher Umgang zwischen uns errichtet worden, sehr selten Ursache hatten, uns über Diebstähle oder Betriegereien zu beschweren. So lange sie uns aber noch feindselige Gesinnungen zutrauten und uns für Leute hielten, die auf ihre Kosten sich zu bereichern dächten, trugen sie im mindesten kein Bedenken, uns auf jede ihnen mögliche Weise zu hintergehen und zu übervortheilen.

In Absicht der Schamhaftigkeit gingen sie in ihren Sitten sehr weit von unsern Freunden in der Südsee ab: denn sie beobachteten sowol in ihren Gesprächen, als auch in ihrem ganzen Betragen eine so zurückhaltende Bescheidenheit und so viel Wohlstand, als man unter den gesittetesten Völkern in Europa nur immer bemerken kann.

Der garstige Gebrauch, sich, gleich den Isländern das Haar mit Trahn und ausgeschmolzenem Fett zu salben, macht, daß diese Leute einen Europäer eben so, wie die Hottentotten,

anstinken. Die Männer tragen kurze Bärte, binden das Haar auf dem Wirbel des Kopfes zusammen, und stecken, nebst einem knöchernen oder hölzernen Kamm, allerhand Federn zur Zierrath hinein. Die Weiber hingegen haben das Haupthaar zuweilen verschnitten, bisweilen aber lassen sie es auch lang über die Schultern hangen. Beide Geschlechter bezeichnen den Leib mit schwarzen Flecken, welche von ihnen Amoko genannt werden; und sie gehen bei der Eingrabung dieser Zeichen gerade eben so zu Werke, wie die Bewohner der Südseeinseln. Die Weiber pflegen sich nur die Lippen zu färben, und hie und da an ihrem Körper ein schwarzes Fleckchen, gleich einem Schönpflästerchen anzubringen. Die Männer hingegen scheinen diesen Schmuck mit zunehmenden Jahren zu vergrößern, dergestalt, daß einige, die schon sehr betagt zu seyn schienen, vom Kopfe bis zu den Füßen beinahe ganz damit bedeckt waren. Außer dem Amoko lassen sie sich auch noch gewisse, gemeiniglich schneckenförmige Furchen oder Linien eingraben, so wie man etwa die Rinde eines jungen Baums aufzuritzen pflegt. Auch diese werden schwarz gefärbt, wodurch das Gesicht dieser Leute ein recht abscheuliches Ansehn erhält. Diese Linien sind übrigens sehr gleichförmig und

auf

Neuseeländer
Seite 87

auf beiden Seiten des Gesichts vollkommen simmetrisch gezogen. Ihre Einbildungskraft ist dabei so fruchtbar an Erfindungen neuer Muster, daß unter hunderten nicht zwei gefunden wurden, welche völlig auf einerlei Weise bezeichnet waren. Es ist merkwürdig, daß der Hintertheil, welchen die Otaheiter mit dergleichen Zierrathen am meisten überladen, bei den Neuseeländern gemeiniglich ganz leer ausgeht. Aber man begnügt sich hier nicht bloß mit den jetztbeschriebenen, der Haut einverleibten Zeichen und Linien; sondern sie bemahlen auch noch überdem ihre Leiber mit Bergroth, welches sie entweder trocken einreiben, oder mit Oel vermischt in großen Flecken aufschmieren.

Damit aber der junge Leser von dem sonderbaren Ansehen eines Neuseeländers eine noch anschaulichere Vorstellung bekomme, als eine bloß wörtliche Beschreibung zu geben vermag: so ist durch das Titelkupfer, welches man diesem Bande beigefügt hat, dafür gesorgt worden.

Die Kleidung dieser Leute ist eine der rohesten, die man sich denken kann. Aus den Blättern einen Art von Schwertlilie verfertigen sie eine grobe zottigte Matte, welche ihre gewöhnliche Bedeckung ausmacht. Diese besteht

aus zwei Stücken, deren eins um die Schultern geschlagen, das andere um den Unterleib gewunden wird. Das erste, welches vorn offen ist, reicht bis an die Knie, das andere hingegen beinahe bis auf die Erde hinab. Außer diesen Matten bedienen sie sich auch einer gewissen Art Tuchs, dessen Oberfläche glatt ist, und welches demjenigen gleicht, welches die Einwohner von Südamerika verfertigen. Man macht dasselbe in einem besondern Rahmen, der so groß als das zu verfertigende Stück, gemeiniglich fünf Fuß lang und vier Fuß breit ist; über diesen Rahmen werden die Fäden, welche in die Länge laufen sollen, d. i. der Aufzug, gespannt, die Querfaden hingegen oder den Einschlag arbeiten sie mit der Hand hinein, welches eine höchstlangweilige Arbeit seyn muß.

Ihr größter Kleiderputz aber besteht aus Pelzwerk, welches ihnen die Felle ihrer Hunde liefern. Mit diesem gehen sie denn auch so sparsam um, daß sie es in Streifen schneiden und diese in einer gewissen Weite von einander auf die Kleider nähen. Es scheint hieraus zu folgen, daß auch das Hundegeschlecht gar nicht zahlreich bei ihnen seyn müsse. Zuweilen kamen uns Einige zu Gesicht, die ihr Kleid, statt des Pelzwerks,

werks, mit Federn geziert hatten; und Einer unter diesen hatte sein ganzes Kleid über und über mit rothen Papagaienfedern besetzt.

Die Weiber dieses Landes scheinen in Ansehung Eines Puncts von allen andern ihres Geschlechts eine merkwürdige Ausnahme zu machen; darin nämlich, daß sie gegen Kleider und Putz gleichgültiger, als die Männer, zu seyn das Ansehn hatten. Ihr Haar tragen sie entweder kurz verschnitten, oder, wenn sie es ja wie die Männer wachsen lassen, so binden sie es doch nie auf dem Wirbel des Kopfes zusammen, zieren es auch nicht mit Federn, sondern lassen es ganz natürlich auf die Schultern herabfallen. Ihre Kleidungsstücke sind mit denen, welche die Männer tragen, völlig einerlei, nur daß sie das Unterkleid fest um den Leib binden und sich desselben nie entledigen, als wenn sie ins Wasser gehn, um Seekrebse zu fangen. Auch in Ansehung der Schamhaftigkeit verdienen diese wilden Frauenspersonen manchen unserer feinen europäischen Damen als Muster zur Nachahmung empfohlen zu werden.

Beide Geschlechter haben die Ohren durchbort, und die Löcher waren durch die beständige Ausdehnung nach und nach so groß geworden,

den, daß man wenigstens einen Finger hindurch stecken kann. Sie tragen allerlei Zierrathen in denselben, die aber freilich nur nach ihrem, nicht nach unserm Geschmacke zieren z. B. Tuch, Federn, Knochen großer Vögel, bisweilen sogar nur kleine hölzerne Stecken. Auch die Nägel, die sie von uns erhielten, pflegten sie an diesem, dem Putze geweihten Orte zu verwahren, und überhaupt alles dahin zu stecken, was sich durch die Löcher nur hindurch zwingen ließ. Die Weiber ziehen bisweilen die schneeweissen Pflaumfedern gewisser Meervögel hindurch, und diese breiten sich dann hinter und vor dem Ohre in einen Busch aus, der fast so dick als eine Faust ist. Dies läßt freilich sonderbar, aber doch gar nicht häßlich. Ausserdem ziehen sie auch Schnüre durch die Ohren, an welchen noch mehr Zierrathen hängen, wie z. B. Meissel und Pfriemen, aus grünem Talkstein verfertiget, desgleichen die Nägel und Zähne ihrer verstorbenen Anverwandten, auch Hundszähne und überhaupt alles, was ihnen seiner Seltenheit wegen oder aus andern Gründen schätzbar ist.

Die Weiber schmücken sich auch mit Arm- und Fußbändern, welche sie aus den Knochen der Vögel, aus Muscheln und aus andern Dingen

gen verfertigen, die sie durchbohren und an einen Faden anreihen können. Einige Männer tragen dagegen an einer um den Hals gebundenen Schnur ein Stück Talkstein oder Wallfischknochen, in Form einer Zunge, worauf eine Mannsfigur, aber, wie man denken kann, ziemlich unförmlich eingegraben ist. Diesen Putz schätzen sie sehr hoch. Einer hatte sich den Knorpel der Scheidewand zwischen den beiden Nasenlöchern durchbohrt und eine Feder durchgesteckt, welche auf beiden Seiten über die Backen hervorragte. Auch dieses sollte vermuthlich eine Zierde seyn.

Der junge Leser sieht hieraus, wie sehr verschieden der Geschmack der Menschen in verschiedenen Ländern ist; und er wird sich darüber um so weniger wundern, wenn er bedenkt, wie schnell oft unter uns, die wir uns eines gebildeten Geschmacks rühmen, die wandelbare Mode sich ändert und mit allgewaltiger Hand das Schöne häßlich und das Häßliche wieder schön zu machen versteht. Der Kluge befleissiget sich in Dingen dieser Art, wie in seinen Handlungen und Sitten überhaupt, einer edlen Simplicität, und sucht zwischen den Extremen der alten und der neuesten Mode eine wohlgewählte Mittelstraße

zu

zu halten. Dadurch erreicht er den doppelten Vortheil, sich von den Regeln eines wirklich guten Geschmacks nicht zu weit zu entfernen, und, ohne etwas Auffallendes an sich zu haben, seine Kleidungsstücke nicht mit jedem Monate ändern zu müssen. Sollte diese Methode nicht von jedem vernünftigen Menschen angenommen zu werden verdienen?

22.

Von den Wohnungen, der Kost und Lebensart der Eingebohrnen. Von ihrer Schiffahrt, ihren Werkzeugen, Waffen, Kriegstanz und Gesang, ihrer Religion und Sprache.

Auf keine Sache verwenden diese Leute weniger Sorgfalt und Kunst, als auf den Bau und die Einrichtung ihrer Wohnungen. Diese sind daher, wenn man die Größe ausnimmt, kaum so gut und so bequem, als bei uns ein Hundestall.

Die erste Anlage dieser Gebäude oder die Zimmerarbeit, wenn man will, besteht gemei-

niglich aus dünnen Stangen; die Wände aber sind nur von Heu aufgeführt, womit auch das Dach bedeckt ist. Zuweilen ist noch eine Bedeckung von Baumrinde hinzugekommen. Die Hausthür ist so klein, daß ein Mann kaum auf Händen und Füßen hineinkriechen kann. Nahe bei dieser sogenannten Thür ist ein viereckigtes Loch, welches zugleich die Stelle eines Fensters und eines Rauchfanges vertritt; denn der Feuerheerd liegt an demselben Ende, fast mitten zwischen den beiden Seiten der Wohnung. Der dazu bestimmte Platz ist durch hölzerne oder steinerne Scheidewände eingeschlossen und in der Mitte dieses hohlen Vierecks wird das Feuer angezündet. Eine solche Wohnung ist ohngefähr 5 bis 6 Fuß hoch, und selten über 18 bis 20 Fuß breit.

Ihr Hausrath und ihre Werkzeuge bestehen aus sehr wenigen Stücken. Es gehören dazu ihre Speisekörbe, die Kürbisflaschen, die Hammer, womit sie die Farrenkrautwurzeln schlagen, und einige andere einfache und schlechtgemachte Werkzeuge, die mit ihren Kleidern, Waffen und einigen Federn zum Haarputze, ihren ganzen Reichthum ausmachen.

Einige der Vornehmern des Landes, deren Haushaltungen zahlreich sind, besitzen ein Gehöfte

zu halten. Dadurch erreicht er den doppelten Vortheil, sich von den Regeln eines wirklich guten Geschmacks nicht zu weit zu entfernen, und, ohne etwas Auffallendes an sich zu haben, seine Kleidungsstücke nicht mit jedem Monate ändern zu müssen. Sollte diese Methode nicht von jedem vernünftigen Menschen angenommen zu werden verdienen?

22.

Von den Wohnungen, der Kost und Lebensart der Eingebohrnen. Von ihrer Schiffahrt, ihren Werkzeugen, Waffen, Kriegstanz und Gesang, ihrer Religion und Sprache.

Auf keine Sache verwenden diese Leute weniger Sorgfalt und Kunst, als auf den Bau und die Einrichtung ihrer Wohnungen. Diese sind daher, wenn man die Größe ausnimmt, kaum so gut und so bequem, als bei uns ein Hundestall.

Die erste Anlage dieser Gebäude oder die Zimmerarbeit, wenn man will, besteht gemei-

nig-

niglich aus dünnen Stangen; die Wände aber sind nur von Heu aufgeführt, womit auch das Dach bedeckt ist. Zuweilen ist noch eine Bedeckung von Baumrinde hinzugekommen. Die Hausthür ist so klein, daß ein Mann kaum auf Händen und Füßen hineinkriechen kann. Nahe bei dieser sogenannten Thür ist ein viereckigtes Loch, welches zugleich die Stelle eines Fensters und eines Rauchfanges vertritt; denn der Feuerheerd liegt an demselben Ende, fast mitten zwischen den beiden Seiten der Wohnung. Der dazu bestimmte Platz ist durch hölzerne oder steinerne Scheidewände eingeschlossen und in der Mitte dieses hohlen Vierecks wird das Feuer angezündet. Eine solche Wohnung ist ohngefähr 5 bis 6 Fuß hoch, und selten über 18 bis 20 Fuß breit.

Ihr Hausrath und ihre Werkzeuge bestehen aus sehr wenigen Stücken. Es gehören dazu ihre Speisekörbe, die Kürbisflaschen, die Hammer, womit sie die Farrenkrautwurzeln schlagen, und einige andere einfache und schlechtgemachte Werkzeuge, die mit ihren Kleidern, Waffen und einigen Federn zum Haarputze, ihren ganzen Reichthum ausmachen.

Einige der Vornehmern des Landes, deren Haushaltungen zahlreich sind, besitzen ein Gehöfte

höfte von drei bis vier Häusern; diese sind dann zusammen von einer Wand umzogen, die aus Stangen mit dazwischen gestecktem Heu besteht, und ohngefähr zehn bis zwölf Fuß hoch ist.

Von der Art, wie sie ihre Dörfer oder Städtchen anlegen und zu befestigen wissen, ist schon oben geredet worden.

Ohngeachtet nun diese Leute innerhalb ihrer Häuser vor der Strenge der Witterung gut genug verwahrt sind: so scheinen sie doch bei ihren Herumwanderungen, wann sie Farrenkraut sammeln oder Fische fangen, sich nicht das geringste daraus zn machen, dagegen geschützt zu seyn oder nicht. Bisweilen pflegten sie wol in dergleichen Fällen eine Art von Schirmdach gegen den Wind aufzurichten; oftmals hingegen gebrauchten sie diese Fürsorge nicht, sondern schliefen mit ihren Weibern und Kindern bloß unter ein wenig Strauchwerk, wobei sie ihre Waffen rings umher an die Bäume lehnten.

Ihr vornehmstes Nahrungsmittel ist die Farrenkrautwurzel, die für sie die Stelle des Brodts vertritt. Die Vögel geben nur bisweilen einen Schmauß für sie ab, Fische genießen sie desto häufiger; so wie sie es auch in der Geschicklich-

keit,

keit, Netze zu stricken, weiter gebracht haben, als irgend ein anderes Volk, welches ich kenne.

Da sie keine Geschirre haben, worin man Wasser sieden könnte, so schränkt sich ihre ganze Kochkunst nur auf Backen und Braten ein. Beides verrichten sie ohngefähr auf die nämliche Weise, wie die Bewohner der Südsee-Inseln.

In den nördlichen Gegenden sieht man, wie schon oben angemerkt worden ist, viel wohlbearbeitete Felder, auf welchen sie Yamwurzeln und süße Kartoffeln bauen: in den südlichen Gegenden aber sahe man dergleichen nirgends. Daß die Farrenkrautwurzeln und die Fische nicht in allen Jahrszeiten zu bekommen seyn müssen, läßt sich aus den gedörrten Vorräthen schließen, die sie von beiden gesammelt hatten, und wovon sie nur selten und mit Mühe zu bewegen waren, nur etwas abzulassen. Dieser Umstand scheint meine Meinung zu bestätigen, daß dieses Land kaum so viel hervorbringe, als hinreichend ist, die dermalige nicht sehr beträchtliche Anzahl seiner Einwohner zu ernähren, und daß diese durch Hunger zu unaufhörlichen Feindseligkeiten wider einander und zu dem unmenschlichen Gebrauche, die Leiber ihrer erschlagenen Feinde zu essen, sich gezwungen sehen.

So viel wir erfahren konnten, ist Wasser durchgängig ihr einziges Getränk. Ein Mittel, sich zu berauschen, schienen sie gar nicht zu haben, und in diesem Puncte sind sie glücklicher, als irgend eins von allen mir bekannten Völkern.

Da Unmäßigkeit und Müssiggang die Quelle der allermeisten Krankheiten sind: so ist es kein Wunder, daß diese Leute bei ihrer genügsamen, natürlichen und immer thätigen Lebensart einer vollkommenen und ununterbrochenen Gesundheit genießen. So oft wir sie auch in ihren Wohnörtern besuchten und so aufmerksam wir sie auch betrachteten: so konnten wir doch nie auch nur eine einzige Person entdecken, die mit irgend einer Krankheit behaftet gewesen oder sonst ein körperliches Gebrechen an sich gehabt hätten. Einen Beweis hingegen von ihrer vollkommenen Gesundheit und von der Unverdorbenheit ihrer Säfte fanden wir unter andern darin, daß die Wunden, die sie während unsers Hierseyns empfingen, in kurzer Zeit, so ganz von selbst, und ohne allen Gebrauch irgend eines Mittels wieder zuheilten, da doch einige dieser Wunden allerdings sehr beträchtlich waren. Eben dieses bewies denn auch die große Menge alter Leute, die wir hier vorfanden. Viele dieser Greise schie-

nen

nen ein hohes Alter erreicht zu haben, wie man daraus schließen konnte, daß sie Haare und Zähne bereits verlohren hatten: und dennoch war keiner derselben kraftlos, wie bei uns die Alten sind, und wenn sie gleich nicht mehr die ganze Leibesstärke junger Leute besaßen: so gaben sie doch an Heiterkeit und Munterkeit diesen gar nichts nach.

Junger Leser! Scheint Gesundheit, scheinen langes Leben, Befreiung von körperlichen Schmerzen, Heiterkeit und Fröhlichkeit dir ein wünschenswürdiges Gut zu seyn: so lerne hier abermals, wie du dich desselben bemächtigen kannst. Lebe — nicht grade wie ein roher Neuseeländer — aber doch, so weit es einem gesitteten Menschen in cultivirten Ländern möglich ist, der Natur gemäß, einfach, mäßig, arbeitsam! Dies ist das untrügliche Mittel dazu. Verschmähe also alle erkünstelte Genüsse; schränke dich auf das Nothwendige, Einfache und Natürliche ein; fliehe die üppigen Vergnügungen und gewöhne dich zu einer rastlosen körperlichen und geistigen Thätigkeit. Die Geschichte aller Zeiten und aller Völker lehrt, daß dieses Mittel, zur Beförderung der Gesundheit an Leib und Seele, ganz untrieglich sey. —

Die Geschicklichkeit der Neuseeländer in Handarbeiten zeigt sich nirgends deutlicher, als an ihren Kähnen. Diese sind zwar schmal, aber so lang, daß sie vierzig, achtzig, ja wol hundert bewafnete Männer führen können. Einer, den wir maaßen, war 68 einen halben Fuß lang, 5 Fuß breit, und 4 einen halben Fuß tief. Der Boden lief spitzig zu, und jede Seite bestund aus einem einzigen ganzen Brette, welches sehr geschickt in den Boden eingefugt und an demselben befestiget war. Eine Anzahl von Querhölzern lief vom obern Rande der einen Seite, bis zum Rande der andern hin, war an beiden sehr wohl befestiget, und diente zur Verstärkung des Boots. Der Spiegel *) am Vordertheile ragte 5 bis 6 Fuß, der am Hintertheile hingegen ohngefähr 14 Fuß über den Kahn empor. Beide Spiegel bestanden aus Brettern, durch und durch mit vielem Schnitzwerk geziert. An den kleinen zur Fischerei bestimmten Kähnen, stellt diese Schnitzarbeit eine Menschenfigur mit dem häßlichsten Gesichte vor, dem eine ungeheuer lange Zun-

*) So nennt man in der Schiffersprache den äussersten gekrümmten, gemeiniglich mit Schnitzwerk und Zierrathen versehenen Theil des Schiffs am Vorder- und Hintertheile desselben.

Zunge aus dem Halse hängt. Die Augen deuten sie mit einer gewissen Muschelschaale an. Die größern Böte hingegen, welche ihre Kriegsschiffe zu seyn schienen, sind mit durchbrochener Arbeit prächtig geziert, und außerdem mit frei herabhängenden Franzen von schwarzen Federn geschmückt, die dem Kahne wirklich ein artiges Ansehn geben. Außerdem waren auch oft die Seitenbretter am obern Rande nach einem seltsamen Geschmacke ausgeschnitzt und mit weissen Federbüschen geziert, die auf einem schwarzen Grunde angebracht waren.

Ihre Ruder sind klein, leicht und artig gemacht. Das breite Ende oder die Schaufel ist oval, unten spitzig, in der Mitte am breitesten und verliert sich nach oben zu allmählich in den Stiel oder Schaft. Das ganze Ruder ist ohngefähr sechs Fuß lang. Sie bedienen sich desselben mit großer Fertigkeit, und treiben vermittelst desselben ihre Böte mit erstaunlicher Geschwindigkeit fort. Im Segeln sind sie weniger geschickt. Sie wissen nämlich nicht anders, als gerade vor dem Winde hinzusegeln und verstehen nichts von der Kunst, auch gegen den Wind zu arbeiten. Uebrigens bestehen ihre Segel aus Matten.

Ihre Werkzeuge sind Aexte, Hobel und Meissel. Die letztern dienen ihnen auch statt eines Pfriems, um Löcher damit zu bohren. In Ermangelung des Metalls machen sie die Hobel und Aexte aus grünem Talkstein oder aus einer Art harten schwarzen Steins; die Meissel hingegen entweder aus Menschenknochen oder aus Jaspis. Von allem, was sie besitzen, sind ihnen die Aexte das allerkostbarste. Nie wollten sie uns eine derselben überlassen, wir mogten ihnen dafür bieten, was wir wollten. Selbst das beste europäische Beil schlugen sie ohne Bedenken dagegen aus. Ich vermuthe daher, daß eine gute Art etwas sehr seltenes unter ihnen seyn müsse. Einst hatten wir einigen von ihnen ein Stück Glas gegeben, und sahen bald nachher, daß sie Mittel gefunden hatten, ein Loch durch dasselbe zu bohren, um es an einem Faden, statt eines Zierraths, um den Hals zu hängen. Auf was für eine Art sie ihre großen Werkzeuge schneidend zu machen, und das Gewehr, welches sie Påtu-Påtu nennen, zu schärfen wissen, konnten wir nicht erfahren. Vermuthlich geschieht es dadurch, daß sie etwas von eben dem Steine zu Pulver zermalmen und mit diesem zwei Stücke an einander reiben.

Im Feldbau sind sie sehr geschickt; und wissen das Erdreich durch Hülfe eines hölzernen Spatens eben so locker zu machen, als es in unsern Gärten zu seyn scheint. Ueberall, wo etwas hervorsprossen sollte, hatten sie das Erdreich ein wenig erhöht. Diese kleinen Feldhäufchen waren alle sehr regelmäßig und zwar dergestalt aufgeworfen, daß sie nach allen Seiten und ins Kreuz vollkommen gerade Reihen bildeten. Diese Reihen waren durchgängig nach der Schnur gezogen, die wir, samt den dazu gehörigen Plöckchen auf einigen Aeckern noch vorfanden.

Auf die Kriegskunst haben sie sich durchgängig gleichfalls in ganz vorzüglichem Grade gelegt; und ihre Gewehre sind zum Morden alle gut ausgedacht. Diese bestehen in Speeren, Wurfspießen, Streitäxten und dem schon oft genannten Påtu = Påtu. Der Speer ist 14 = 15 Fuß lang, und gemeiniglich an beiden Enden mit Knochen zugespitzt. Sie fassen dieses Gewehr gerade in der Mitte an, so daß es im Gleichgewicht schwebt, wodurch das Treffen sehr befördert wird. Schleudern und Bogen sind bei ihnen unbekannt. An deren Statt bedienen sie sich der Wurfspieße und Steine, die sie aus freier Hand geschickt zu werfen wissen.

Bei ihren Gefechten gerathen sie allemal hart aneinander, und kämpfen Mann gegen Mann, es sey zu Wasser oder zu Lande. Das Blutvergießen muß daher groß und um desto größer seyn, da, nach der Beschaffenheit ihrer Waffen, ein Jeder seinen Gegner mit einem einzigen Streich zu Boden schlagen kann. Auf das Pátu-Pátu verlassen sie sich am meisten. Dieses haben sie mit einem starken Riemen an das Handgelenk gebunden, damit man es ihnen nicht aus der Hand winden könne. Die Vornehmern tragen es im Gürtel; und es ist bei ihnen, was bei den Standespersonen in Asien der Dolch, in Europa der Degen ist. Von Schutzgewehren wissen sie nichts; die Oberhäupter aber tragen, außer ihren Waffen, noch einen Commandostab, wie etwan unsere Officiere das Sponton. Dieser Staab war gemeiniglich aus einer schneeweissen Wallfischribbe gemacht, über und über mit ausgeschnitzten Zierrathen, auch wol mit Hundehaaren und Federn geschmückt. Bisweilen war es auch ein ohngefähr sechs Fuß langer Stock, der eben so verziert und mit einer Art von Muscheln, die dem Perlmutter gleich kamen, eingelegt. Diejenigen, welche dergleichen Vorzugszeichen trugen, waren gemeiniglich alte Männer, und mit den Amoko mehr als die Andern gezeichnet. So

So oft sie in ihren Kähnen herbei kamen, um uns anzugreifen, sahe man in jedem Kahne wenigstens einen, oft auch mehr dergleichen besonders ausgezeichnete Männer, die, wenn sie sich unserm Schiffe etwa bis auf eine Kabeltau-Länge genähert hatten, von ihren Sitzen aufstanden und eine gewisse Kleidung anzogen, die vermuthlich nur bei solchen Gelegenheiten gebraucht wird, und fast durchgängig aus Hundefellen verfertiget war. In diesem Staate hielten sie ihren Commandostab oder ein Gewehr in die Höhe und befahlen alsdann ihren Leuten, was sie thun sollten. Gemeiniglich fingen sie hierauf an, uns schon von fern zur Schlacht aufzufordern, und die Worte, deren sie sich dabei bedienten, waren fast durchgehends folgende: „Haromai, haromai, hårre, juta å Påtu-Påtu Oge! Kommt her, kommt her ans Land, wir wollen euch alle mit unsern Pátu Pátus tödten!“ Unter solchen Drohungen kamen sie allmählig immer näher, bis sie hart neben dem Schiffe waren; bisweilen sprachen sie wol mit unter auch ganz freundschaftlich, und beantworteten alle Fragen, die wir an sie thaten; einen Augenblick nachher erneuerten sie denn ihre Ausforderung, und fingen endlich, durch unsere anscheinende Furchtsamkeit kühner gemacht, ihren

Schlachtgesang und Kriegestanz an. Dann erfolgte auch jedesmal ein Angriff, der denn selten eher ein Ende nahm, als bis wir, durch die Nothwendigkeit gezwungen, sie durch etliche Schrootschüsse fortscheuchten. Zuweilen begnügten sie sich auch wol, uns einige Steine ins Schiff zu werfen, um wenigstens die Ehre zu haben, uns eine Beschimpfung angethan zu haben.

Der Kriegstanz besteht aus sehr vielerlei heftigen Bewegungen und abscheulichen Verdrehungen der Glieder, wobei auch das Gesicht seine Rolle spielt. Die Zunge wird oft unglaublich lang herausgesteckt, und die Augenlieder werden so gewaltig auseinandergerissen, daß das Weisse sowol oben als unten und auf beiden Seiten stark und fürchterlich zum Vorschein kommt. Mit einem Worte, sie unterlassen nichts, was die menschliche Gestalt nur entsetzlich und abscheulich machen kann. Sie schwenken dabei ihre Speere, schütteln ihre Wurfspieße und hauen mit dem Pätu = Pätu in der Luft herum. Diesen gräßlichen Tanz begleiten sie mit einem Gesange, dessen Melodie zwar wild, aber nicht unangenehm klingt. Jeder Absatz endiget sich mit einem lauten und tiefen Seuf=

Seufzer, den sie alle zugleich ausstoßen. Die Stärke, die Behändigkeit des Körpers, die sie bei diesem Kriegestanze zeigen, und die Genauigkeit, mit der sie den Tact zu beobachten wissen, erregte unsere ganze Bewunderung.

Ihre friedlichen Lieder, besonders diejenigen, welche die Weiber singen, deren Stimme sehr sanft und biegsam ist, klingen ganz angenehm und rührend. Der Tact ist langsam, die Melodie traurig, und es herrscht mehr Geschmack darin, als man von den armen unwissenden Wilden eines halb öden Landes erwarten sollte.

Sie haben tönende Instrumente, die aber schwerlich den Namen der musicalischen verdienen. Eins ist diejenige Muschel, die man die Tritonen-Trompete nennt. Der Laut, den sie aus derselben herauszwingen, klingt fast so, als wenn unsere Jungen auf Kuhhörnern blasen. Das andere ist eine hölzerne Pfeife, die zur Musik eben so wenig taugt. Sie scheinen dieses selbst zu fühlen; denn nie hörten wir, daß sie dazu sangen, oder abgemessene Töne herauszulocken suchten, die auch nur die entfernteste Aehnlichkeit mit einer Melodie gehabt hätten.

Was die Religion dieser Leute betrift, so konnten wir durch alle unsere Nachforschungen

nur folgendes herausbringen. Sie glauben an ein höchstes Wesen, gesellen aber demselben, wie alle andere Menschen, die noch zu schwach und kindisch am Verstande sind, um sich zu der Idee von einem einzigen höchstvollkommenen Gott erheben zu können, noch andere untergeordnete Gottheiten bei. Von dem Ursprunge der Welt und der Entstehung des Menschengeschlechts gaben sie uns fast eben die Beschreibung, wie unsere Freunde zu Otaheite. Indeß schien Tupia eine viel tiefere und weitläuftigere Kenntniß in Religionssachen zu besitzen, als irgend jemand unter diesem Volke: denn, so oft er es sich gefallen ließ, sie zu belehren, welches er bisweilen in einer langen Rede that, fehlte es ihm nie an einer Menge Zuhörer, die in der tiefsten Stille so ehrerbietig und aufmerksam auf seine Worte horchten, daß wir ihnen gern einen bessern Lehrern gewünscht hätten.

Von einem äusserlichen Gottesdienst konnten wir bei diesem Volke keine Spur entdecken. Nirgends sahen wir Gebäude oder abgesonderte Oerter, wie die Morais auf den Südseeinseln, die dazu bestimmt gewesen wären. Nur einmal bemerkten wir bei einem mit Kartoffeln bepflanzten Felde einen kleinen viereckigten, mit Steinen

um-

umgebenen Platz, in dessen Mitte ein scharfgemachter Stecken, deren sie sich statt eines Spatens zu bedienen pflegen, in die Erde gesteckt war, und an welchem ein Korb mit Farrenkraut-Wurzeln hing. Auf geschehenes Nachfragen meldeten uns die Eingebohrnen, daß dieses ein Opfer für die Götter sey, wodurch man ihren Segen und eine reiche Erndte zu erhalten hofte.

Es leuchtete uns übrigens aus verschiedenen Umständen sehr deutlich ein, daß die Eingebohrnen dieses Landes und die Bewohner der Südsee-Inseln, einerlei Ursprungs seyn müssen und daß die gemeinschaftlichen Voreltern beider Völker, aus einem und eben demselben Lande stammen. Beide haben eine Sage, nach welcher ihre Voreltern vor sehr langer Zeit aus einem andern Lande hergekommen seyn sollen, welches sie Hiwije nannten. Was aber die Sache ausser allen Zweifel setzt, ist die Aehnlichkeit der Sprachen. Diese ist, wie ich schon oben angemerkt habe, so groß, daß das hiesige Volk unsern Tupia, so oft er es anredete, vollkommen verstehen konnte. Hier ist ein kleines Verzeichniß von Wörtern, woraus man diese Aehnlichkeit deutlich ersehen kann.

Deutsch	Neuseeländisch	Otaheitisch
Oberhaupt - -	Eareete - -	Earee.
Mann - -	Taata - -	Taata.
Weib - -	Whahine - -	Ivahine.
Fische - -	Heica - -	Eica,
Kartoffeln - -	Cumula - -	Cumala.
Vögel - -	Mannu - -	Mannu.
Eins - -	Tahai - -	Tahai.
Zwei - -	Rua - -	Rua.
Drei - -	Torou - -	Torou.
Vier - -	Ha - -	Hea.
Fünf - -	Rema - -	Rema.
Sechs - -	Ono - -	Ono.
Sieben - -	Etu - -	Hetu.
Acht - -	Warou - -	Warou.
Neun - -	Iva - -	Heva.
Zehn - -	Angahourou - -	Ahourou.

Diese Probe beweist deutlich, daß die neuseeländische nnd die otaheitische Sprache im Grunde einerlei sind, uud nur als verschiedene Dialecte von einander abweichen.

Die Frage: aus welchem Lende beide Völkerschaften stammen mögen? getraue ich mich nicht mit Zuversicht zu beantworten. Daß ihr Ursprung nicht aus Amerika seyn könne, das war uns allen völlig entschieden. Die Meinung aber, daß es noch ein großes, bis jetzt unbekanntes südliches Land gebe, ist durch unsere Reise,

auf

auf welcher wir nicht die geringste Anzeige davon bemerken konnten, gar sehr entkräftet. Es blieb uns daher, um die Herkunft dieser Leute zu erklären, weiter nichts, als die Vermuthung übrig, daß es vielleicht von hieraus westwärts noch ein festes Land geben könne. Ich beschloß daher, um hierüber zur Gewißheit zu gelangen, in dieser Richtung weiter zu segeln.

23.

Lauf von Neuseeland nach der östlichen Küste von Neuholland. Vorläufige Nachricht von diesem Lande und von den Einwohnern desselben.

Es war der letzte Tag des Märzmonats 1770, als wir endlich von Neuseeland Abschied nahmen. Wir nannten das Vorgebirge, bei welchem wir absegelten das Cap Lebewohl (Cap Farewell), und steuerten nun wieder mit einem frischen Nord-Nord-Ostwinde gegen Westen hin.

Da der merkwürdigen Begebenheiten und Beobachtungen, die ich dem jungen Leser in dem Fortgange dieser Reisegeschichte zu erzählen habe,

noch

noch so viele sind: so sey es mir erlaubt, alles minder Interessante zu übergehen; und den Faden der Geschichte erst da wieder aufzunehmen, wo wir uns der Küste von Neuholland näherten, dem ersten Lande, welches wir wieder zu Gesicht bekamen.

Dies geschahe am 16ten April, also am 20sten Tage nach unserer Abreise von Neuseeland. Die Gegend, in welcher wir das Land zuerst erblickten, ist auf unserer Karte deutlich angegeben. Mein Lieutenant Hicks war der Erste, welcher es bemerkte; ich nannte daher die daselbst befindliche Landspitze nach seinem Namen.

Wir näherten uns dem Lande, so weit es thunlich war, und steuerten hierauf im Angesicht der Küste nordwärts. Das Wetter war heiter; und wir konnten das Land sehr deutlich sehen. Es hat allhier ein gar reizendes Ansehn, ist nicht sehr hoch, die Aussicht aber abwechselnd. Bald sieht man angenehme Berge und Thäler, bald Hügel und Auen, mit unter auch kleine Ebenen, die aber fast alle mit Holz bewachsen waren. Die Hügel und Berge sind weder hoch noch steil.

Wir erblickten an verschiedenen Stellen des Landes aufsteigende Rauchseulen; aber von den

Ein-

Eingebohren bis zum 22sten keine. Erst an dem genannten Tage, an welchem wir dem Lande sehr nahe kamen, konnten wir einige derselben deutlich unterscheiden. Sie schienen schwarz, wenigstens von sehr dunkler Farbe zu seyn.

Wir fuhren fort, in der angefangenen Richtung nordwärts zu steuern; und als wir am 27sten dem Lande wiederum sehr nahe gekommen waren, erblickten wir abermals verschiedene Eingebohrne am Strande, welche eilfertig längst der Küste hinliefen und deren einige einen kleinen Kahn auf den Schultern trugen. Wir schlossen hieraus, daß sie gesonnen wären, zu uns ans Schiff zu kommen; allein diese Hofnung schlug fehl. Ich stieg daher mit den Herrn **Banks, Solander, Tupia** und vier Matrosen in die Jölle, um zu ihnen hinüber zu fahren; wir hatten aber bei unserer Annäherung das Misvergnügen zu sehn, daß sie in die Wälder liefen. Wir wünschten indeß doch ans Land zu gehn; allein der Versuch schlug fehl: denn überall raunte die Brandung mit solchem Ungestüm gegen die Küste, daß wir mit unserm kleinen Boote unmöglich landen konnten. Wir mußten daher unverrichteter Sache wieder zurückkehren. Um diese Zeit fiel eine Windstille ein. Unsere Lage

war hiebei eben nicht die angenehmste: denn unser Schiff lag nahe an der Küste und war rings umher mit blinden, d. i. mit solchen Klippen umgeben, welche das sie bedeckende Wasser unsichtbar macht. Jedoch zum Glück erhob sich ein gelinder Wind vom Lande her, mit dessen Beihülfe wir bald außer Gefahr kamen und hierauf mit demselben nordwärts weiter steuerten.

Sobald es am folgenden Morgen tagte, erblickten wir eine Bai. Sie schien gegen alle Winde geschützt zu seyn, und ich nahm mir daher vor, in dieselbe einzulaufen. In dieser Absicht schickte ich den Schiffer mit der Pinasse vorauf, um die Einfahrt sondiren zu lassen; ich aber fuhr inzwischen fort gegen den Wind nach derselben hinzulaviren.

Nach einiger Zeit sahen wir auf der Küste einen Rauch aufsteigen, und durch Ferngläser bemerkten wir zehn Leute, die das Feuer unterhielten, bei unserer Annäherung aber es verließen und sich auf eine kleine Anhöhe zurückzogen. Es währte nicht lange, so stießen zwei Kähne, deren jeder zwei Mann an Bord hatte, hart unter der Anhöhe ans Land, und die vier Männer eilten, sobald sie ausgestiegen waren,

zu den andern, die auf dem Gipfel des Hügels standen. Die Pinasse näherte sich hierauf diesem Orte, worauf die Indianer sich alsobald weiter zurückzogen, einen einzigen ausgenommen, der sich zwischen etlichen an der Landungsstelle gelegenen Felsen versteckte.

Als hierauf die Pinasse längst der Küste hinlief, nahmen die Indianer, in einer gewissen Entfernung vom Strande, eben den Weg und blieben ihr gegen über. Bei Zurückkunft des Boots erzählte der Schiffer, daß in einer innerhalb des Hafens gelegenen Bucht einige von ihnen an den Strand herabgekommen wären, und ihn durch Worte und erklärende Zeichen eingeladen hätten, ans Land zu kommen; daß sie aber insgesammt mit langen Piken und einer Art von hölzernen Säbeln bewafnet gewesen wären. Andre hingegen machten drohende Gebehrden und schwenkten ihre Waffen; vornehmlich zwei, die ein sehr seltsames Ansehn hatten. Ihr Gesicht war weiß gepudert und ihr Leib mit breiten weissen Streifen bemahlt, die ihnen quer über Brust und Rücken hinabliefen, fast so wie die Riemen der Patrontaschen und die Degengehenke, welche die englischen, auch die hannöverischen Solda-

ten kreuzweiß über die Brust und den Rücken hinabhängend tragen. Eine solche Art Streifen war auch in Form breiter Kniebänder um ihre Beine und Schenkel gemacht. Jeder von ihnen hielt das Gewehr, welches einem Säbel ähnlich zu seyn schien, in der Hand, und sie schienen zugleich sehr eifrig mit einander zu sprechen.

Gegen Abend erreichten wir eine Stelle innerhalb der Bai, wo wir mit Sicherheit vor Anker gehen konnten. Es geschahe; und wir erblickten auf zwei Landspitzen, welche diesen Ankerplatz einschlossen, einige Hütten und neben denselben verschiedene Eingebohrne, Männer, Weiber und Kinder. Unter der südlichen Landspitze sahen wir vier kleine Kähne, deren jeder einen Mann an Bord hatte, die insgesammt sehr geschäftig zu seyn schienen, mit einer Art von langer Pike Fische zu treffen. Sie wagten sich beinahe bis in die Brandung hinein, und waren so erpicht auf ihren Fang, daß sie auf uns und unser Schiff, ohngeachtet wir ihnen ziemlich nahe kamen, kaum einmal die Augen wandten.

Als wir eben im Begriff waren, das Boot auszusetzen, sahen wir eine alte Frau, welcher drei Kinder nachfolgten, aus dem Gehölze kom-

men. Sie trug ein Bündel Brennholz, und jedes Kind war ebenfalls mit einer kleinen Bürde beladen. Ohnweit den Hütten kamen ihr noch drei andere Kinder, die jünger als die ersteren waren, entgegen. Sie blickte zwar oft nach dem Schiffe, äußerte aber weder Furcht noch Verwunderung. Es währte nicht lange, so zündete sie ein Feuer an, und die vier Kähne, deren ich vorher gedachte, kamen von Fischen zurück. Die Männer landeten; zogen die Kähne auf den Strand; fingen an ihr Mittagsessen zu kochen, und waren, allem Ansehn nach, unserntwegen unbesorgt. Es dünkte uns merkwürdig, daß unter allen den Leuten, die wir bisher gesehn hatten, auch nicht Einer nur die geringste Bekleidung zu tragen schien.

Nach dem Mittagsessen ließ ich die Böte bemannen, und wir ruderten mit dem Tupia dem Orte zu, wo jene Leute waren. Da sie bisher so wenig auf uns geachtet hatten, so hoften wir, daß sie sich auch nicht darum bekümmern würden, ob wir ans Land kämen oder nicht. Aber darin irrten wir uns gar sehr. Denn sobald wir nahe an die Felsen gelangten, kamen alsobald zwei von den Männern herab, um uns die Landung streitig zu machen, und

die andern liefen davon. Jeder von den beiden Vorfechtern war mit einem ohngefähr 10 Fuß langen Spieße und mit einem kurzen Stocke bewafnet, dessen er sich als eines Werkzeuges zu bedienen schien, um jenes desto leichter und besser zu werfen.

Sie riefen uns laut und in einer rauhen, sehr übelklingenden Sprache zu, von der weder Tupia noch wir auch nur ein einziges Wort verstanden. Dabei schwenkten sie ihre Gewehre und schienen entschlossen zu seyn, ihre Küste bis aufs äußerste zu vertheidigen, ohngeachtet ihrer nur zwei und unserer 40 waren. Ich mußte ihren Muth bewundern, und da ich gar nicht willens war, daß Feindseligkeiten, am wenigsten bei so ungleicher Macht, zwischen uns vorgehen sollten: so befahl ich den Ruderern still zu halten. Wir fingen hierauf eine Unterredung durch Zeichen an, die wol eine Viertelstunde währte, wobei ich, um uns ihr Wohlwollen zu erwerben, ihnen Nägel, Glaskorallen und andere Kleinigkeiten zuwarf, die sie sämmtlich aufhoben und sich sehr daran zu ergötzen schienen

Ich gab ihnen hierauf durch Zeichen zu verstehen, daß wir Wasser verlangten, und wen-

dete alle nur ersinnliche Mittel an, um sie zu überzeugen, daß wir ihnen kein Leid zuzufügen gedächten. Hierauf winkten sie uns, und ich nahm dieses Zeichen für eine Einladung. Aber kaum fingen wir an, das Boot etwas näher zu ihnen hinzutreiben, so mußten wir sehen, daß sie sich unserer Landung aufs neue widersetzten. Der Eine schien ein Jüngling von ohngefähr zwanzig Jahren, und der andere ein Mann von mittlerem Alter zu seyn. Da wir nun zur Erreichung unsers Endzwecks kein anderes Mittel übrig sahen, so feuerte ich eine Muskete zwischen ihnen hin. Auf den Knall ließ der Jüngste vor Schrecken einen Bündel Lanzen fallen; allein er erholte sich augenblicklich von seiner Bestürzung, und hob sie sehr eilfertig wieder auf. Alsdann wurde ein Stein nach uns geworfen. Ich ließ hierauf eine mit Schroot geladene Flinte abfeuern, und der Schuß traf den ältesten auf die Beine; worauf beide nach den Hütten liefen, die ohngefähr 300 Fuß weit von dannen lagen.

Nunmehr hofte ich, daß aller Kampf ein Ende haben würde, und stieg daher sogleich ans Land. Aber kaum waren wir aus dem Boote getreten, als der Verwundete mit seinem Streit-

gefährten schon wieder zurück kam; und es zeigte sich, daß er nur deswegen fortgelaufen war, um einen Schild zu seiner Vertheidigung zu holen. Beide warfen ihre Lanzen nach uns. Diese fielen zwar da, wo wir am dicksten standen nieder, verwundeten aber zum Glück niemand. Ich ließ daher noch einmal eine mit Schroot geladene Flinte auf sie abfeuern. Dies beantwortete der Eine von ihnen dadurch, daß er eine Lanze nach uns warf; worauf beide in großer Eile davon liefen.

Wir gingen hierauf nach den Hütten hin, und fanden in einer derselben die Kinder hinter einem Schilde und hinter Baumrinde versteckt. Um diese nicht zu erschrecken, stellten wir uns, als merkten wir sie nicht; legten aber beim Weggehn einige Bänder, Glaskorallen, kleine Stückchen Tuchs und andere dergleichen Geschenke hin, wovon wir glaubten, daß sie ihnen angenehm seyn dürften. Alle Lanzen, die wir herum liegen sahen, an der Zahl ohngefähr funfzig, nahmen wir mit. Diese waren von 6 bis 15 Fuß lang, und jede hatte vier Zinken mit Fischgräten zugespitzt. Wir bemerkten, daß diese Spitzen mit einer grünen, klebrigten Substanz beschmiert waren, welches die Besorgniß

er-

erregte, daß sie vergiftet seyn mögten. Wir fanden indeß bald, daß diese Besorgniß ungegründet war; denn aus dem daran klebenden Meerkraute konnte man schließen, daß man diese Lanzen zum Fischfange brauche. Die Kähne, welche wir hier auf dem Strande liegend fanden, waren unter allen, die wir bisher gesehen hatten, die schlechtesten. Sie waren kleiner, und jeder derselben nur aus einem einzigen Stück Baumrinde gemacht, das an den beiden äußersten Enden zusammengezogen, festgebunden und in der Mitte durch hineingeklemmte Stecken von einander gehalten wurde.

Erst am folgenden Tage, da wir abermals ans Land gingen, gelang es uns, einen kleinen Bach zu finden, aus dem wir uns mit frischem Wasser versorgen konnten. Wir besuchten bei dieser Gelegenheit noch einmal diejenige Hütte, in welcher wir die Kinder angetroffen hatten. Hier mußten wir zu unserm Misvergnügen sehen, daß die kleinen Sachen, die wir allda zum Geschenk hinterlassen hatten, noch alle unberührt auf eben dem Fleck lagen, wo wir sie hingeworfen hatten. Auch kam diesmal nicht ein einziger Indianer zum Vorschein.

Indessen nun eine Parthei unserer Mannschaft sich mit Holzfällen und Wasserschöpfen beschäftigte, fuhr ich selbst in der Bai herum, um überall zu sondiren. Bei dieser Gelegenheit sahe ich verschiedene von den Eingebohrnen; sie ergriffen aber bei meiner Annäherung allemal die Flucht. An einer von denjenigen Stellen, wo ich ausstieg, fand ich mehrere kleine Feuer und frische Muschelfische zum Rösten darauf gesetzt; ich sahe daselbst auch etliche so große Austerschaalen, als mir noch niemals vorgekommen waren.

Sobald die Holzhauer und Wasserschöpfer gegen Mittag nach dem Schiffe zurückkehrten, kamen zehn bis zwölf von den Eingebohrnen an die Wasserstellen herab, und besahen die zurückgelassenen Wasserfässer sehr aufmerksam und neugierig; rührten sie aber nicht an. Sie nahmen nur ihre Kähne mit sich fort, und verloren sich damit aus unserm Gesicht. Des Nachmittags, da unsere Leute wiederum am Lande waren, rückten 16 bis 18 insgesamt bewafnete Indianer ganz keck gegen sie an; machten aber doch, als sie sich bis auf ohngefähr 300 Fuß genähert hatten, plötzlich Halt. Zwei derselben wagten sich indeß noch etwas weiter heran, und dies bewog Herrn Hicks, der die Mannschaft am Lande com=

commandierte, ihnen in Begleitung Eines von seinen Leuten entgegen zu gehn. Er zeigte ihnen bei seiner Annäherung Geschenke vor, und bemühete sich durch alle nur erdenkliche Zeichen sie zu überzeugen, daß er friedfertige Gesinnungen gegen sie hege. Umsonst! Sie zogen sich in eben dem Maaße zurück, in welchem er sich ihnen näherte, und die Hofnung zu einer friedlichen Zusammenkunft schlug also abermals fehl.

Am folgenden Morgen trat ich mit den Herrn **Banks** und **Solander** und sieben andern Personen eine Lustreise ins Land hinein an. Wir gingen zuerst nach den an der Wasserstelle gelegenen Hütten, wo einige von den Eingebohrnen noch täglich aus und ein gingen. Hier fanden wir abermals, daß unsere kleinen Geschenke noch immer an der Stelle lagen, wo wir sie hingeworfen hatten: wir legten aber demohngeachtet noch einige neue von etwas größerem Werthe, als Tuch, Spiegel, Kämme u. s. w. hinzu, und setzten alsdann unsere Reise ins Land hinein weiter fort.

Der Boden bestand theils aus Sumpf, theils aus leichtem Sande, und die Oberfläche des Landes war abwechselnd mit anmuthigen Wäldern und Auen bekleidet. Die Bäume sind lang und

gerade; niedriges Gesträuch giebt es nicht dazwischen, und sie stehen so weit auseinander, daß man das Land urbar machen könnte, ohne daß man nöthig hätte, einen einzigen Stamm deswegen abzuhauen. Wir sahen viele Hütten der Eingebohrnen und andere Stellen, wo sie, ohne alles Obdach, auf dem Grase geschlafen hatten; von den Leuten selbst aber kam uns nur einer zu Gesicht, der, sobald er uns erblickte, davon lief. An allen diesen Orten ließen wir Geschenke zurück, in der Hofnung, uns doch endlich das Zutrauen und die Gunst der Eingebohrnen dadurch zu erwerben. Wir erblickten ein vierfüßiges Thier, das ohngefähr so groß als ein Kaninchen seyn mogte; sahen es aber nur im Vorbeilaufen, also sehr unvollkommen. Von einigen größeren Thieren fanden wir zwar Spuren, bekamen aber von ihnen selbst nichts zu Gesicht.

Die Herrn Banks und Solander fanden hier eine reiche Erndte an unbekannten Kräutern, deren Einsammlung sie auf die angenehmste Weise beschäftigte. Dies veranlaßte mich, diese Gegend die Botanik-Bai zu nennen; und meine jungen Leser werden aus den Zeitungen wissen, daß dieser Name seit einiger Zeit berühmt ge-

geworden ist. Man hat nämlich im vergangenen Jahre von England aus eine beträchtliche Anzahl von Menschen dahin geschickt, die sich allda anbauen und niederlassen sollen. Aber was für Menschen! Den Auswurf der englischen Nation, Schelme, Diebe und Räuber, für deren anwachsende Zahl die Gefängnisse zu enge wurden. Mit dieser edeln Zucht will man nun zunächst die Gegend der **Botanik-Bai**, und von da aus nach und nach das ganze große Land bevölkern, wovon jene einen Theil ausmacht. Die armen Eingebohrnen, die diesem Gesindel ihr Land einräumen und europäische Sitten und Cultur von ihm annehmen sollen!

So lange wir hier vor Anker lagen, ließ ich die englische Flagge täglich auf dem Lande wehen, zu einem Beweise, daß wir dieses Land nunmehr für das unsrige erklärten. Ich that aber auch noch mehr, um dies zu beweisen; ich ließ nämlich auch den Namen unsers Schifs, nebst der Jahrszahl in einen bei der Wasserstelle stehenden Baum hauen; und nun wird wol keinem der jungen Leser ein Zweifel mehr übrig bleiben, daß die englische Nation ein vollkommenes Recht auf dieses Land erworben habe!

Nach

Nachdem alle unsere Bemühungen, eine nähere Bekanntschaft mit den Eingebohrnen zu erlangen, vergeblich gewesen waren, gingen wir den 6 Mai wieder unter Segel und steuerten nordnordostwärts längst der Küste hin.

Im Vorbeifahren sahen wir fast überall Rauchsäulen aufsteigen; und je weiter wir kamen, desto bergigter wurde das Land. Der Anblick desselben war in diesen Gegenden ungemein mannigfaltig und anmuthig, indem holzreiche Berge, Hügel, Thäler und Ebenen beständig mit einander abwechselten.

Am 23sten Mai, da wir abermals die Anker fallen ließen, ging ich mit meinen Reisegefährten ans Land. Wir fanden die Witterung jetzt so kalt, daß wir uns sämmtlich mit Oberröcken versehen mußten. Das merkwürdigste, was wir hier vorfanden, war eine besondere Art von Ameisen, die so grün wie Gras sind, und eine gewisse Baumart ganz bedeckten. Die Stiche dieser Thiere waren außerordentlich schmerzhaft. Außerdem fanden wir die Blätter der nämlichen Baumart mit kleinen grünen Raupen besäet, welche sich mit Beobachtung der größten Regelmäßigkeit reihenweise angesetzt hatten. Sie waren rauh, und wir empfanden, indem wir

sie

sie berührten, daß das Haar auf ihrem Leibe wie Brennesseln stach. Noch bemerkten wir hier einen Baum, den wir schon in der Gegend der Botanik-Bai vorgefunden hatten, welcher ein Gummi enthält, das mit dem sogenannten Drachenblute übereinkommt. Zwischen den Untiefen und Sandbänken sahen wir eine Art großer Vögel, die zwar wie Schwäne gestaltet, aber viel größer waren. Außerdem gab es hier Trappen von außerordentlicher Größe. Einer derselben, den wir schossen, wog nicht weniger als 17 und ein halbes Pfund und sein Fleisch war ungemein wohlschmeckend. Dies gab Veranlassung diese Gegend die Trappen-Bai (Bustard-Bay) zu nennen.

Die See war hier ungemein fischreich. Unter andern gab es hier unzählich viele Austern von allerlei Gattungen; besonders eine Menge kleiner Perlaustern, daher ich vermuthe, daß man eine vortheilhafte Perlenfischerei hier anlegen könnte.

Von den Eingebohrnen bekamen wir gar keine zu Gesicht. Diejenigen aber, welche an Bord des Schiffes zurückgeblieben waren, erzählten uns bei unserer Zurückkunft, daß in der Zeit, welche wir im Walde zugebracht hatten, ohngefähr 20 derselben dem Schiffe gegen über

an den Strand herabgekommen und, nachdem sie das Schiff eine Zeitlang angegaft, wieder weggegangen wären. Wir selbst hatten unterdeß eine Stelle besehn, die ihnen zum gewöhnlichen Aufenthalte zu dienen schien, ohngeachtet wir weder eine Hütte, noch irgend ein Obdach daselbst vorfanden. Dagegen fanden wir zehn kleine Feuer, je eins nur wenige Schritte weit von dem andern, und neben denselben Gefäße aus Baumrinde verfertiget, die vermuthlich zu Trinkgeschirren dienten; auch Ueberbleibsel einer erst kürzlich verzehrten Mahlzeit, nämlich Muschelschaalen und Fischgräten. Außerdem sahen wir verschiedene Stücke weicher Baumrinde auf dem Boden liegen. Diese waren ohngefähr so lang und so breit als ein Mann, und wir hielten sie für ihre Betten. Nach der Windseite hin war vor dem Feuer eine kleine Wand oder Schirm von Baumrinde, ohngefähr anderthalb Fuß hoch aufgerichtet. Der Ort selbst war in einer dicht verwachsenen Waldung, wo man vor dem Winde guten Schutz hatte. Das Erdreich war sehr fest getreten. Wir vermutheten daher, daß dies ihr gewöhnlicher Aufenthalt wäre, und daß sie eben so wenig ein Obdach, als Kleider zur Bedeckung ihrer Leiber brauchen. Selbst Tupia schüttelte darüber mit der Miene eines Mannes, der seiner

ner Vorzüge sich bewußt ist, mitleidig den Kopf und sagte: die armseligen Elenden!

Am folgenden Tage setzten wir unsern Lauf in der bisherigen Richtung längst der Küste fort. An einigen etwas seichten Stellen konnten wir deutlich wahrnehmen, daß der Grund des Meers fast ganz mit Seekrebsen bedeckt war. Sie waren aber von zweierlei uns ganz unbekannten Arten. Die eine derselben zeichnete sich durch ein herrliches Blau aus, und der Unterleib derselben war so weiß und so glatt wie Porcellan. Die andere Art hingegen war nur an den Gelenken und auf dem Rücken mit dem erwähnten schönen Blau geschmückt und außerdem mit braunen Flecken bezeichnet, die ihr ein sonderbares Ansehn gaben.

Am 29sten Mai legten wir uns abermals in einer Bucht vor Anker, und ich verfügte mich mit einigen der Herrn Reisenden ans Land. Aber hier wurde uns das Gehen ungemein erschwert, weil der Boden mit einem Grase bewachsen war, welches stachlichte und mit Wiederhaken versehene Saamenköpfe hatte. An diesen blieben wir nicht nur alle Augenblicke mit den Kleidern hängen, sondern wurden auch von den stachlichten Wiederhaken auf die empfind-

lich-

lichste Weise oft verwundet. Außerdem waren wir unaufhörlich mit einer ganzen Wolke von der bekannten Fliegenart, Muskito's genannt, umgeben, deren Stachel uns noch größern Schmerz verursachte.

Auf den Aesten der hier befindlichen Gummibäume gab es Ameisennester, die aus Lehm verfertiget und so groß waren, als ein englisches Scheffelmaaß. Die Ameisen selbst waren klein und weiß, andere schwarz. Letztere hatten die Aeste eines uns unbekannten Baums durchbort, das Kernholz herausgearbeitet und die dadurch ausgehöhlten Röhren zu ihren Nestern gemacht. Mit Verwunderung bemerkten wir, daß die nämlichen Zweige dennoch Blätter und Blüthen trugen. Schmetterlinge gab es allhier in unglaublicher Menge. Die ganze Luft war damit angefüllt.

Ganz besonders merkwürdig schienen uns gewisse kleine Fische von seltsamer Art zu seyn, dergleichen in keiner Naturgeschichte jemals beschrieben worden sind. Sie hatten vorn an der Brust zwei sehr starke Floßfedern, mit welchen sie so geschwind, als ein Frosch, davon hüpfen konnten. Es schien, als wenn sie eben so gern, oder vielmehr noch lieber sich auf dem Trocknen, als

als im Wasser aufhielten. Denn so oft wir einen derselben im Wasser fanden, sprang er jedesmal heraus und hüpfte auf der Erde fort. War es an einer Stelle, wo verschiedene Steine über die Oberfläche des Wassers hervorragten: so sahe man an ihn, statt hinzuschwimmen, von einem auf den andern überspringen.

Weil wir an diesem Ort gar kein frisches Wasser fanden, so nannte ich ihn, indem wir weiter fuhren, **den Durst-Sund** (Tirsty-Sound.)

Nach einem Lauf von einigen Tagen gingen wir abermals in einer Bai vor Anker, die ich, weil es gerade der Sonntag Trinitatis war, die **Dreieinigkeitsbai** (Trinity-Bay) nannte. Hier fanden wir frisches Wasser, und sammleten einen nothdürftigen Vorrath davon ein.

24.
Lauf von der Dreieinigkeitsbai nach dem Endeavour-Revier. Höchstgefährliche Lage des Schifs während dieser Fahrt.

Wir waren an der gefährlichen Küste dieses Landes, wo die See allenthalben Klippen und

Untiefen verheelt, die oft plötzlich und unvermuthet vom Strande aus in die See laufen, oft ohne warnende Anzeigen pyramidenförmig aus dem Grunde des Meers, wie Thürme, empor steigen, nunmehr schon 22 Grade d. i. 330 deutsche Meilen, fortgesegelt, ohne einen beträchtlichen Schaden gelitten oder bedeutende Unglücksfälle erfahren zu haben. Jetzt aber war die Zeit gekommen, da wir mit dem Unglück näher bekannt werden sollten; und die Geschichte unserer Abentheuer, welche dem jungen Leser bis dahin nur zur Unterhaltung und zur Belehrung diente, wird, wie ich mir schmeichle, von nun an auch das theilnehmende Mitleid desselben erregen.

Wir waren bis zum 16ten Grade der Süderbreite fortgerückt und hatten gegen Norden hin am fernen Horizonte eine Landspitze im Gesicht, welche nachher, um ein Denkmal unserer Noth zu seyn, den Nahmen des Vorgebirges der Drangsal (Cap Tribulation) erhielt. Es war des Abends um sechs Uhr, als ich der gefährlichen Stellen wegen, die sich uns von fern zeigten, landabwärts steuern ließ, um während der Nacht die hohe See zu halten. Wir waren in dieser Richtung mit gutem Winde

und bei hellem Mondscheine bis gegen neun Uhr fortgesegelt, und da wir aller Gefahr, womit Untiefen uns bedroht hatten, nunmehr glücklich entgangen zu seyn glaubten: so wollten wir eben unser aufgeschobenes Abendessen einnehmen; als plötzlich die Tiefe von 20 zu 8 Klaftern abnahm. Ich commandierte augenblicklich Jeden an seinen angewiesenen Posten, um das Schiff zu wenden und vor Anker zu legen: allein bei nochmaliger Auswerfung des Senkleis fanden wir zu unserm großen Vergnügen wieder tiefes Wasser, und glaubten also diese Vorsicht nicht mehr nöthig zu haben. Jedermann vermuthete, daß wir in dem vorhergehenden Augenblick über den Schwanz jener Untiefe, die wir beim Untergang der Sonne wahrgenommen hatten, hinweggesegelt seyn müßten, und daß wir nunmehr außer aller Gefahr wären. Die Herrn Reisenden verließen daher das Verdeck ganz unbesorgt, und gingen zu Bette.

Allein gegen elf Uhr nahm die Tiefe plötzlich wieder von 20 zu 7 Klaftern ab, und ehe man noch das Senkblei von neuem auswerfen konnte, rannte das Schiff auf den Grund, und blieb fest und unbeweglich daraufsitzen. Der Schrecken brachte alle auf die Beine; in weni-

gen Augenblicken war die ganze Schifsgesellschaft auf dem Verdecke, und Jeder las in des andern Mienen, wie schrecklich unsere Lage war. Wir waren beinahe vier Stunden lang mit frischem Winde seewärts gesegelt; wir wußten daher wohl, daß wir dem Lande nicht sehr nahe seyn konnten, und es war deswegen nur allzu wahrscheinlich, daß wir auf einer Korallenklippe gestrandet wären, die gefährlicher ist, als irgend eine andere, weil jede, auch die geringste Spitze derselben scharf und die Oberfläche überall rauh zu seyn pflegt. In dieser traurigen Lage wurden alle Segel augenblicklich eingenommen, die Böte ausgesetzt; und da zeigte es sich denn beim Sondiren leider! nur zu bald, daß der Schreck das Unglück nicht größer gemacht hatte, als es wirklich war. Die Wellen hatten das Schiff über den Rand einer Klippe hinüber geworfen, und es lag nunmehr in einer Vertiefung der Klippe gleichsam eingeschlossen.

Es fand sich, daß beim Hintertheil des Schifs noch die größte Tiefe war. Hier wurde also augenblicklich ein Anker ausgeworfen; und wir versuchten hierauf durch Hülfe desselben, mit der äußersten Anstrengung unserer Kräfte am Schifshaspel, das Schiff, wo möglich, hinab

zu winden. Aber alle unsere Arbeit war umsonst; das Schiff blieb unbeweglich, und wurde dabei ohne Unterlaß von dem Stoß der Wellen so heftig gegen die Klippe geschlagen, daß wir kaum aufrecht zu stehen vermogten. Zur Vergrößerung unsers Jammers sahen wir beim Mondlicht schon die äußersten Bretter des Schifs und endlich auch den Afterkiel davon schwimmen, so daß wir die See nun schon als unser gewisses Grab betrachten mußten.

Dennoch legten wir aus Verzweifelung die Hände nicht in den Schooß, sondern versuchten, auch ohne Hofnung eines glücklichen Erfolgs, jedes Mittel, das zu unserer etwannigen Rettung möglicher Weise etwas beitragen konnte. Wir wollten das Schiff durch Auswerfung schwerer Sachen erleichtern; allein wir bemerkten bald, daß zur Vergrößerung unseres Unglücks bereits die Zeit der Ebbe angegangen war, und daß das abnehmende Wasser jede Erleichterung des Schifs vergeblich machen würde. Indeß erfolgte doch das Gute daraus, daß das Schiff sich fester auf die Klippen legte und folglich die Wellen es nicht mehr so ungestüm gegen dieselben hin und her werfen konnten.

Wir setzten jetzt unser ganzes Vertrauen auf die Rückkehr der Fluthzeit: aber wer konnte sa-

gen, ob unser Schiff so lange aushalten und nicht schon vorher in Trümmern zerfallen würde? Wir mußten indeß so handeln, als wenn dieses nicht zu besorgen gewesen wäre. Wir eilten daher, das Schiff zu erleichtern; verschütteten zu diesem Behuf unser Trinkwasser; warfen sechs Kanonen, unsern Ballast an Eisen und Steinen, Fässer, Oelkrüge, abgenutzte und verdorbene Vorräthe u. s. w. mit der größten Eilfertigkeit über Bord, und Jedermann strengte dabei seine äussersten Kräfte gern und freudig an, ohne die mindeste Verdrossenheit dabei blicken zu lassen. Und doch fühlte das gesammte Schifsvolk die Gefahr, worin wir schwebten, sehr lebhaft: denn keinem von ihnen entfuhr auch nur ein einziger Fluch, womit diese rohen Leute doch sonst so freigebig zu seyn pflegen. Jeder fürchtete sich bei der sichtbaren Annäherung des Todes noch strafbarer zu werden, und diese Furcht war vermögend auch die hartnäckigste Gewohnheit zur Ruchlosigkeit zu besiegen.

Unter diesen Arbeiten brach der Tag an, und wir sahen nunmehr, daß wir acht Seemeilen weit vom Lande entfernt waren. Die höchste Fluthzeit sollte, unserer Rechnung nach, gegen elf Uhr wieder eintreten; es wurden daher

zum

zum voraus alle nöthig scheinende Vorkehrungen gemacht, um das Schiff alsdann von dem Felsen hinab zu winden. Glücklicher Weise erstarb um diese Zeit der Wind, und es entstand eine vollkommene Stille: wäre dies nicht gewesen, so würde der Untergang des Schifs schon an diesem Vormittage unvermeidlich gewesen seyn.

Die Fluth kam; allein zu unserm unaussprechlichen Misvergnügen war das Schiff noch immer nicht leicht genug. Es fehlten wol noch anderthalb Fuß daran, daß es nicht flott war; und gleichwol hatten wir es beinahe um 50 Tonnen d. i um 1000 Ct. erleichtert. Wir mußten es also noch mehr zu erleichtern suchen, und warfen deswegen alles über Bord, was nur einigermaßen entbehrt werden konnte. Bisher hatte das Schiff noch nicht viel Wasser eingelassen: allein sobald die Fluth fiel, schoß das Wasser so ungestüm herein, daß zwei Pumpen, an denen unaufhörlich gearbeitet ward, kaum mehr hinreichten, es wieder hinaus zu schaffen. Um zwei Uhr neigte es sich auf den Starbord *), und blieb in dieser schiefen Stellung liegen.

 Nun-

*) Wenn man auf dem Hintertheile des Schifs steht und das Gesicht nach dem Vordertheile richtet: so heißt

Nunmehr blieb uns keine Hofnung mehr übrig, als diejenige, die wir noch immer auf die Hülfe einer neuen Fluthzeit zu setzen wagten. Wir kehrten daher alle nur ersinnliche Mittel vor, um das Schiff, wenn es bis dahin aushalten sollte, durch Anstrengung aller unserer Kräfte von dem Felsen abzubringen. Um 5 Uhr des Abends bemerkten wir, daß die zurückkehrende Fluthzeit ihren Anfang nahm; wir fanden aber auch mit Schrecken, daß der Leck auf eine fürchterliche Weise sich erweiterte. Wir bemannten daher in größter Eile noch zwei andere Pumpen; allein zum Unglück konnte die eine derselben, welche schadhaft geworden war, nicht in Gang gebracht werden. Ein neuer trauriger Strich durch unsere Hofnung! Indeß wurde an den drei übrigen Pumpen unabläßig gearbeitet; und gegen 9 Uhr richtete sich das Schiff wieder auf.

Allein jetzt nahm das einstürzende Wasser, alles unsers Bestrebens ohnerachtet, so sehr überhand, daß wir besorgen mußten, das Schiff wür-

heißt diejenige Seite des Schifs, die man rechter Hand hat, der Starbord oder Steuerbord, und die nach der linken Hand der Backbord.

würde, sobald es flott werden sollte, augenblicklich untersinken. Und nunmehr war unsere Lage wirklich gräslich, weil uns beides, das Sitzenbleiben auf dem Felsen und das Flottwerden, einen gleich unvermeidlichen Untergang drohete. Wir wußten, daß unsere Böte bei weitem nicht hinreichen würden, uns beim Untergange des Schiffes alle aufzunehmen. Wir wußten, daß in jenem fürchterlichen entscheidenden Augenblicke aller Befehl und aller Gehorsam aufhören mußten, und daß wahrscheinlicher Weise ein blutiger Kampf daraus entstehen würde, wer beim Retten den Vorzug haben sollte; daß dieser Streit die Schrecken des Schifbruchs noch vergrößern und daß es am Ende vielleicht gar so weit kommen würde, daß die Schifsgesellschaft sich unter einander aufriebe. Und doch begriffen wir auf der andern Seite, daß diejenigen unter uns, die von den Wogen verschlungen werden sollten, wahrscheinlicher Weise die Glücklicheren seyn würden: denn sollte es den übrigen auch gelingen, das Land zu erreichen, so schien ihr Schicksal noch viel qualvoller und bedauernswürdiger zu seyn. Von allen Mitteln zu ihrer Erhaltung entblößt, mußten sie dort in einer öden Wüste, unter beständigem Kampf mit Wilden, welche zu den rohesten Bewohnern der Erde

zu gehören scheinen, und ohne Hofnung einer Erlösung, den traurigen Ueberrest ihres elenden Lebens hinbringen. Eine schreckliche Aussicht! Nur diejenigen, welche in einer so verzweifelten Lage eine Zeitlang auf die Entscheidung ihres Schicksals gewartet haben, dürfen sagen, daß sie den Tod in seiner ganzen schrecklichen Gestalt kennen gelernt haben! Während der Annäherung des fürchterlichen Augenblicks, von dem unser Schicksal abhing, sahe Jeder das, was er selber fühlte, auf dem Gesichte seines Unglücksgefährten ausgedrückt.

So wie die Stunde der höchsten Fluth heranrückte, wurden so viel Leute, als man bei den Pumpen nur entbehren konnte, an die Schifswinde gestellt. Der Augenblick erschien; es war ohngefähr 20 Minuten nach 10 Uhr, als das Schiff wieder zu schwimmen begann; alle Kräfte wurden in diesem kritischen Augenblicke mit der äussersten Anstrengung aufgeboten, und — es gelang uns, das Schiff von der Klippe glücklich hinabzuwinden. Zu unserm freudigen Erstaunen bemerkten wir, daß es jetzt wenigstens nicht mehr Wasser eindringen ließ, als es vorher auf der Klippe eingelassen hatte; und obgleich auch dieses mehr war, als die Pumpen wieder hinaus

schaffen konnten: so gab doch die Mannschaft ihre Arbeit deswegen nicht auf, sondern kämpfte mit dem Wasser in und außer dem Schiffe noch aus allen Kräften. Endlich aber, nachdem sie schon bei 24 Stunden lang unmenschliche Arbeit und beständige Todesangst ausgestanden hatten, fingen sie zuletzt, nach gänzlicher Erschöpfung ihrer Kräfte, an, matt und muthlos zu werden. Keiner von ihnen konnte jetzt mehr über 5 bis 6 Minuten lang nach einander an der Pumpe arbeiten; alsdann waren sie ganz erschöpft, und warfen sich aufs Verdeck nieder, ohne sich im mindesten daran zu kehren, daß ein 4 Zoll tiefer Wasserstrom von den Pumpen her unaufhörlich darüber lief. Wenn dann die, welche sie abgelöset, eben so lange gearbeitet hatten, und nun auch ihrer Seits entkräftet waren: so warfen sie sich auf die nämliche Art nieder, und die ersten sprangen wieder an ihre Stelle.

So zerarbeiteten wir uns eine geraume Zeitlang, bis ein Zufall die Verzweifelung des Schifsvolks aufs höchste brachte. Die Planken, welche ganz unten im Schiffe den Fußboden ausmachen, werden die **Decke** genannt. Zwischen dieser und den Planken des wirklich äussersten Bodens, der die **Haut** genannt wird, ist ein Zwischen-

schen-

schenraum von ohngefähr 18 Zoll. Nun hatte der Mann, der an den Schifsbrunnen gestellt worden war, um die Tiefe des darin befindlichen Wassers zu beobachten und von Zeit zu Zeit anzugeben, bisher nur immer bis an die Decke gerechnet und die Wassertiefe im Schiffe nach diesem Maaße angegeben. Dieser wurde jetzt abgelöset, und derjenige, welcher an seine Stelle trat, rechnete die Wassertiefe bis an die auswendigen Planken oder bis an die sogenannte Haut. Das gab mit einemmal einen Unterschied von 18 Zoll. Jedermann glaubte daher, daß das Wasser in wenig Minuten um so viel höher gestiegen sey, und daß es folglich um so viel stärker eindringen müsse. Auf diese Botschaft war selbst der Beherzteste im Begriff, die Arbeit zusammt der Hofnung aufzugeben. Der Irrthum brauchte nun nur noch ein paar Minuten lang unentdeckt zu bleiben, und unser Schicksal war entschieden.

Er ward aber glücklicher Weise noch zu rechter Zeit entdeckt; und sobald man hörte, daß unsere Lage noch nicht so gefährlich wäre, als man sich solche vorgestellt hatte: so entstand eine plötzliche und allgemeine Freude durchs ganze Schiff, die wie ein Zaubermittel wirkte. Es

schien,

schien, als glaubte, so zu sagen, keiner mehr, daß noch im geringsten eine wirkliche Gefahr übrig wäre. Neue Hofnung und neue Zuversicht flößten einem Jeden neue Kräfte ein; und ohngeachtet wir in Wahrheit jetzt nicht um ein Haar besser daran waren, als vorher, da die Mannschaft anfing, aus Mattigkeit und Muthlosigkeit in der Arbeit nachzulassen: so erneuerten sie doch nunmehr ihr Bestreben mit solchem Eifer und mit solcher Munterkeit, daß durch herzhaftes Pumpen das eindringende Wasser noch vor acht Uhr des Morgens merklich war verringert worden. Jedermann sprach nun schon davon, daß man das Schiff nach irgend einem Hafen bringen sollte, als von einer Unternehmung, die gar keiner Schwierigkeit mehr unterworfen wäre, ohngeachtet unser Zustand in der That noch höchstbedenklich war. Denn wer stand uns dafür, daß die überspannten Kräfte der Mannschaft bis dahin ausdauern würden; und wer konnte sagen, ob Wind und Wetter uns erlauben würden, uns der Küste zu nähern?

Ich stellte indeß alle Mannschaft, die bei den Pumpen jetzt entbehrt werden konnte, an, um die ausgeworfenen Anker zu lichten. Zwei derselben bekamen wir glücklich an Bord; der dritte

hin-

hingegen ging mit der ganzen Kabeltau-Länge d. i. mit 120 Klaftern des Ankertaues, verloren. Ein zweites Kabeltau hatten wir schon auf der Klippe eingebüßt. Aber das waren in unserer jetzigen Lage Kleinigkeiten, um die wir uns fast gar nicht einmal bekümmerten, so empfindlich auch ein solcher Verlust zu jeder andern Zeit gewesen seyn würde. Das Glück schien uns begünstigen zu wollen; wir bekamen gegen elf Uhr einen Wind von der See her, gingen damit glücklich wieder unter Segel und steuerten dem Lande zu.

Allein es war für Jeden, den Freude und Hofnung nicht verblendet hatten, vorherzusehn, daß die entkräftete Mannschaft die noch immer unaufhörliche Arbeit des Pumpens nicht so lange würde aushalten können, als erfodert wurde, wenn wir das Land erreichen sollten. Indem nun diese nur gar zu gegründete Besorgniß mich ängstigte, kam einer von meinen Unterofficieren, Herr Monkhouse, wie ein Engel Gottes zu mir und schlug mir ein Hülfsmittel vor, daß er ehemals, unter ähnlichen Umständen, an Bord eines Kauffartheischiffes hatte gebrauchen sehen. Dieses Schiff, sagte er, war so leck, daß es in einer Stunde mehr als vier Fuß Wasser eindrin-

gen

gen ließ, und demohnerachtet wurde es durch dieses Hülfsmittel wohl behalten aus Virginien nach London gebracht; ja der Schiffer, der es führte, setzte eine solche Zuversicht auf die Wirksamkeit dieses Mittels, daß, ob ihm gleich der Zustand des Schifs wohl bekannt war, er dennoch mit demselben auslief, und es nicht einmal der Mühe werth achtete, so lange im Hafen zu warten, bis der Leck auf irgend eine andere Art hätte verstopft werden können.

Ich hatte mir das Mittel, welches man in der Sprache der Seefahrer „ein Schiff füttern" heißt, kaum beschreiben lassen, als ich die Güte desselben anerkannte, und dem Manne auftrug, es sogleich zu veranstalten. Ich ordnete ihm vier oder fünf Mann als Gehülfen zu, und er stellte hierauf die Sache auf folgende Art an. Er ließ Fasern aufgedrehter Schifsseile mit Wolle vermischen, und diese Vermischung klein hacken. Dann breitete er das Kleingehackte auf einem Segeltuche aus, und heftete mit Nadel und Zwirn, eine Handvoll nach der andern, so leicht als möglich, darauf an. Hierauf schüttete er eine Lage Schaaf-Dünger und andern Auskehrig darüber her; Pferdemist aber, wenn wir solchen gehabt hätten, würde noch besser dazu ge-

wesen seyn. Als das Segeltuch solchergestalt bedeckt war, wurde es vermittelst einiger Seile, die es ausgespannt hielten, unter den Schifsboden gezogen. Hier sog nun der Leck zugleich mit dem Wasser, die kleingehackten Fasern von Hanf und Wolle ein; diese aber blieben darin hängen, und verstopften die Ritzen. Die Wirkung ging zur großen Freude der ganzen Schifsgesellschaft über alle Erwartung: denn der Leck wurde so sehr dadurch vermindert, daß er jetzt ohne große Arbeit durch eine einzige Pumpe bestritten werden konnte.

So rettete die Aufmerksamkeit, mit welcher Herr Monkhouse sich dieses Mittel zu einer Zeit gemerkt hatte, wo er nicht wußte, ob er jemals würde Gebrauch davon machen können, das Schiff, uns und sich selbst! Das ist also abermals ein Beweis, daß man jenes Achtgeben auf alles, was man hört und sieht, besonders jene Aufmerksamkeit auf alle nützliche Erfindungen und Geschäfte der Menschen, Jedermann, besonders aber jungen Leuten, die am wenigsten vorhersehen können, in was für Lagen und Umstände sie einst kommen werden, nicht genug empfehlen kann. Dadurch wächst der menschliche Geist an Erfahrung, Klugheit und gesunden

Men-

Menschenverstande, wodurch er bei tausend Vorfällen im menschlichen Leben sich und Andern weit mehr Nutzen stiften kann, als durch die größte Gelehrsamkeit. Mögte doch jeder meiner jungen Leser sich dieses Beispiel und die daraus fließende Lehre merken, und die letztere bei jeder Gelegenheit, wo es etwas Nützliches zu sehen oder zu hören giebt, in Ausübung zu bringen suchen!

Hofnung, Trost und Freude waren jetzt auf jeglichem Gesichte zu lesen; und man sprach nun kaum noch von der Nothwendigkeit einen Hafen aufzusuchen, um den erlittenen Schaden gehörig auszubessern, sondern man redete von der Fortsetzung unserer Reise, nach dem ursprünglichen Entwurf derselben, als ob uns gar kein Unfall begegnet wäre. Ich kann bei dieser Gelegenheit nicht umhin, dem Schifsvolke und den Hrn. Reisenden, die am Bord waren, die Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, zu bezeugen, daß zur Zeit unserer größten Noth, da Jedermann die Gefahr, worin wir schwebten, sehr richtig und vollständig zu fühlen schien, doch nirgends weder flehentliches Jammern, noch wilde Gebehrden zu sehen oder zu hören waren. Jeder schien sich seiner vollkommen bewußt und seiner

mächtig zu seyn; und Jeder strengte dabei seine äussersten Kräfte mit jener gelassenen und geduldigen Standhaftigkeit an, die von dem tobenden Ungestüm des Schreckens und von der düstern Unthätigkeit der Verzweifelung gleich weit entfernt ist.

Nach vielen unbeschreiblichen Arbeiten, und nach eben so vielen neuen Gefahren, denen wir stündlich unterworfen waren, gelang es uns endlich, aber doch erst am fünften Tage, einen Hafen und mit ihm das Ende unserer diesmaligen Noth zu erreichen.

25.

Aufenthalt im Endeavour-Revier. Beschreibung des Landes in dortiger Gegend, nebst Nachricht von dem, was während unsers Aufenthalts daselbst vorfiel.

Nunmehr wurde alles, was im Schiffe noch übrig geblieben war, ans Land gebracht, um hiernächst das Schiff selbst auf die Seite legen zu können. Sobald dies nun bewerkstelliget war,

war, zeigte es sich, daß wir unsere Rettung einem sonderbaren, sehr zufälligscheinenden Grunde zu verdanken hatten. Der Fels nämlich, der den größten Leck verursacht hatte, war in dem gemachten Loche stecken geblieben, und hatte es solchergestalt sogleich größtentheils wieder zugestopft. Wäre dieses nicht geschehen, so hätten wir nothwendig in eben dem Augenblicke zu Grunde gehen müssen, in welchem das Schiff von der Klippe herabgewunden ward.

Jedermann war nunmehr sehr beschäftiget, theils um das Schiff wieder in brauchbaren Stand zu setzen, theils um Lebensmittel und Erfrischungen aufzutreiben, deren besonders unsere Scharbockkranken sehr bedurften. Man fand etwas Palmkohl und einige Plantanen; aber Fische zu fangen wollte uns hier gar nicht gelingen, ohngeachtet wir sahen, daß die See hier im Hafen davon wimmelte.

Mehrere von unserer Gesellschaft bekamen hier ein Thier zu Gesicht, daß so groß wie ein Windhund, schlank, mausefarbig und außerordentlich schnell war, ohngeachtet es mehr zu hüpfen als zu laufen schien. Ein Matrose, der für sich allein im Walde herumspaziert war, hatte ein anderes gesehn, was er in seiner Dummheit

für den leibhaftigen Teufel hielt. Wir fragten ihn natürlicher Weise, wie denn dieser Teufel ausgesehn hätte? und seine Antwort war so sonderbar, daß ich sie mit seinen eigenen Worten hier anführen will. „Er war (sagte Hans) so groß als ein vier Kannen-Fäßchen und fast eben so gestaltet; er hatte Hörner und Flügel; doch kroch er so langsam durchs Gras, daß ich ihn hätte greifen können, wenn ich mich nicht gefürchtet hätte.“ Wir fanden nachher, daß dieser angebliche Teufel weiter nichts als eine große Fledermaus gewesen war. Man muß aber auch gestehn, daß die hiesigen Fledermäuse wirklich fürchterlich aussehn; sie sind schwarz von Farbe und vollkommen so groß, als ein Rebhuhn; Hörner haben sie zwar nicht, allein die Einbildungskraft eines Mannes, der den Teufel zu sehen glaubt, konnte diese Attribute der Höllenbewohner leicht hinzu mahlen.

Als ich am folgenden Tage ein wenig herum spazierte, bekam ich das ersterwähnte unbekannte Thier selbst zu sehen. Es war von einer hellen Mausefarbe, gleich an Gestalt und Größe einem Windhunde. Einige Tage darnach war Herr Gore so glücklich, eins derselben zu erlegen, wodurch wir in den Stand gesetzt wurden,

es genauer kennen zu lernen. Es war ein noch junges Thier, und wog daher nicht mehr, als 38 Pf. Die Vorderfüße desselben waren nur 8 Zoll, die Hinterfüße hingegen 22 Zoll lang. Vermöge dieser Bauart ist es nur zum Hüpfen, nicht zum Laufen geschickt; aber die Sätze, welche es dabei macht, sind sehr groß, und sobald es still steht, richtet es sich auf den Hinterfüßen in die Höhe, indem es die kleinen Vorderfüße dicht an die Brust hält. Die letztern scheinen ihm bloß zum Scharren gegeben zu seyn. Der Schwanz des Thiers ist lang und dick. Der Kopf und die Ohren haben beinahe Hasenfarbe; das ganze übrige Fell hingegen ist mausefahl. Von den Eingebohrnen wird dieses Thier, wie wir in der Folge erfuhren, **Kanguru** genannt. Wir fanden das Fleisch desselben von ungemein lieblichem Geschmack.

Einer von meinen Unterofficiren, der mit einer Kugelbüchse ausgegangen war, hatte einen Wolf gesehn und darnach geschossen; allein er hatte ihn nicht erlegt.

Ein wiederholter Versuch, Fische zu fangen, fiel über alle unsere Erwartungen glücklich aus. Man fing in einigen Zügen eine solche Menge derselben, daß auf jeden Mann anderthalb Pf.

ausgetheilt werden konnten. Verschiedene Kräuter gewährten uns ein nicht unebenes Zugemüse. Außerdem fanden wir hier eine Frucht, ohngefähr von der Größe eines kleinen Renettenapfels, nur etwas flacher und von dunkler Purpurfarbe, die, wenn sie einige Tage gelegen hatte und mürbe geworden war, ohngefähr wie eine Pflaume schmeckte. Auf den Felsen und an seichten Oertern, die zur Zeit der Ebbe trocken blieben, fand man jedesmal eine erstaunliche Menge großer Meerschnecken und, was uns am meisten erfreute, zuweilen auch große und ungemein leckere Schildkröten.

Einige von uns bekamen zwar von Zeit zu Zeit einzelne Wilde zu Gesicht; allein es verflossen mehr als zwanzig Tage, ehe uns der Wunsch, daß es zu einer Zusammenkunft und Unterhaltung zwischen ihnen und uns kommen mögte, gewährt wurde. Erst am 10ten Julius ließen sich viere derselben auf einer uns nicht fernen Landspitze sehen. Sie beschäftigten sich eine gute Weile mit Fischen; und wir von unserer Seite sahen ihnen geruhig zu, ohne sie zu unterbrechen. Hierdurch wurden zwei derselben bewogen, sich unserm Schiffe bis auf einen Flintenschuß zu nähern. Dann blieben sie stehen,

und

und sprachen mit einander sehr lange und sehr laut. Auf unsere wiederholten Einladungen und Freundschaftsbezeugungen wagten sie sich endlich ganz dicht ans Schiff heran. Wir machten ihnen allerlei Geschenke; sie nahmen dieselben an, aber ohne sonderliches Wohlgefallen daran zu bezeigen. Einer von unsern Leuten warf ihnen endlich einen kleinen Fisch zu: darüber äußerten sie eine sehr lebhafte Freude, und nun gaben sie zu verstehen, daß sie ihre Kameraden auch herbeiholen wollten. Dies geschahe. Alle Viere erhielten jetzt von neuen Geschenke; worauf sie sich wieder entfernten. Sie ruderten einer Stelle des Strandes zu, wo unser **Tupia** sich mit einigen Andern niedergesetzt hatte. Dieser bewog sie, ohne viele Mühe, ihre Waffen niederzulegen und sich zu ihm zu setzen. Ich selbst ging, nebst einigen Andern, auch dahin, und wir brachten die Zeit bis gegen Mittag ganz vertraut und freundschaftlich mit einander zu.

Diese Männer waren von gewöhnlicher Statur, hatten aber sehr kleine Gliedmaaßen. Ihre Haut war schwärzlich oder dunkelbraun, ihr Haar schwarz, aber nicht wolligt, sondern abgestutzt. Den Leib hatten sie mit rother Farbe bemahlt, und einer von ihnen hatte sich die

Oberlippe und die Brust mit weissen Streifen gezeichnet. Ihre Gesichtsbildung war übrigens angenehm, ihre Augen lebhaft, ihre Zähne weiß und gut gestellt, ihre Stimme wohlklingend und so biegsam, daß sie ohne die geringste Mühe uns alles nachsprechen konnten.

Drei von diesen unsern neuen Bekannten kehrten am folgenden Morgen zurück, und brachten einen Fremden mit, den sie unter dem Nahmen Yariarco uns, wie Leute, die zu leben wissen, ordentlich vorstellten. Dieser Herr zeichnete sich durch einen besondern Putz aus; er hatte nämlich den Nasenknorpel durchbohrt, und einen Vogelknochen hineingesteckt, der über einen halben Zoll dick und ohngefähr sechs Zoll lang war. Bei genauerer Beobachtung wurden wir in der Folge gewahr, daß hier jeder die Nasenwand, so wie die Ohren durchlöchert hatte, ohngeachtet nicht jeder eine Zierrath darin trug. Sie hatten einen Fisch mitgebracht, den sie uns, vermuthlich aus Erkenntlichkeit für den ihnen gestern geschenkten, zum Geschenk überreichten. Uebrigens waren sie sehr aufgeräumt, und schienen gar nicht willens zu seyn, uns sobald wieder zu verlassen. Als aber Einer von uns zufälliger Weise ihren Kahn mit einiger Aufmerk-

samkeit betrachtete: so sprangen sie augenblicklich ganz erschrocken in denselben hinab, und ruderten, ohne ein Wort zu sagen, mit der größten Eilfertigkeit von dannen. Vermuthlich mußte wol die Besorgniß in ihnen aufsteigen, daß man auf dieses ihr Eigenthum einen Anschlag habe.

Sie mußten indeß die Begegnung, die wir ihnen hatten widerfahren lassen, ihren Landsleuten im Ganzen gerühmt haben: denn am folgenden Morgen fanden sich drei Andere bei uns ein, und waren mit der Aufnahme, die sie bei uns fanden, so wohl zufrieden, daß Einer von ihnen fortruderte, um noch zwei andere seiner Landsleute herbeizuholen. Auch diese stellten sie uns, ihrer beständigen Gewohnheit gemäß, mit Anzeige ihrer Namen vor. Jetzt bemerkten wir, daß diese Leute wirklich nicht so schwarz waren, als sie uns anfangs zu seyn schienen, sondern daß ihre Schwärze großentheils von Unreinigkeit und Rauch herrühre. Denn so groß auch die Hitze in dieser Gegend ist, so sehen sie sich doch genöthiget, sich größtentheils beim Feuer aufzuhalten, um wenigstens zur Nachtzeit vor den schmerzhaften Stichen der Muskitofliegen sicher zu seyn.

In der Ferne bemerkten wir eine Frau nebst einem Knaben, die, gleich allen übrigen, gänzlich nackt einherging. Einer von unsern heutigen Gästen trug ein aus Muscheln sehr artig verfertigtes Halsband und ein Armband, welches aus verschiedenen Schnüren, etwa wie unsere seidenen Cordons, zusammengeflochten war. Auch hatten diese Leute ein Stück Baumrinde vor die Stirn gebunden.

Da es nunmehr zu einem ordentlichen freundschaftlichen Umgange zwischen den Indianern und uns gekommen war: so erhielten wir von Zeit zu Zeit immer mehr Besuche von ihnen. Wenn aber wir von unserer Seite ein Verlangen äusserten, sie zu den Ihrigen zu begleiten: so gaben sie allemal zu erkennen, daß ihnen mit unserm Besuche gar nicht gedient sey. Unter allen Sachen, welche sie bei uns sahen, reizte ihre Aufmerksamkeit und ihre Begierde nichts so sehr, als die von uns gefangenen Schildkröten, welche denn auch wirklich hier so wohlschmeckend waren, als wir in England deren nie gegessen hatten. Dieser Umstand veranlaßte folgenden unangenehmen Vorfall.

Einsmals, da wir zwölf dergleichen Stücke, deren jegliches im Durchschnitt seine dreihundert Pfund

Pfund wog, auf dem Verdecke vorräthig hatten, erhielten wir einen Besuch von zehn Indianern; und es zeigte sich bald, daß die Absicht ihrer diesmaligen Höflichkeit keine andere war, als uns eine dieser Schildkröten abzunehmen. Sie schienen sogar auf den Fall einer Verweigerung von unserer Seite, darauf gefaßt zu seyn, Gewalt zu gebrauchen; denn sie brachten diesmal mehr Lanzen, als gewöhnlich, mit. Sie setzten indeß bei ihrer Ankunft diese Waffen an einen Baum, und ließen einen Mann und einen Knaben zur Bedeckung dabei zurück. Dann kamen sie zu uns an Bord. Hier ersuchten sie uns nun, ihnen eine der Schildkröten zu geben; und da man ihnen diese Bitte abschlug: so gaben sie durch Blicke und Gebehrden den größten Zorn darüber zu erkennen. Ich bot zu einiger Ersetzung dem Einem von ihnen ein Stück Zwieback an; gierig riß er mir dasselbe aus den Händen und warf es mit Verachtung über Bord. Ich ließ das gut seyn. Ein Anderer wandte sich hierauf an Herrn **Banks**, und wiederholte ihr gemeinschaftliches Anliegen; und da auch dieser eine abschlägige Antwort erhielt, stampfte er mit dem Fuße, und stieß ihn, von Zorn und Rachsucht entbrannt, einige Schritte weit von sich weg. Auch diese Grobheit wurde von uns

nicht

nicht geahndet. Nachdem sie sich hierauf wechselsweise an Jeden gewandt hatten, von dem sie vermutheten, daß er auf dem Schiffe etwas zu befehlen habe, fingen sie endlich an, Gewalt zu gebrauchen, erhaschten zwei Schildkröten, und wollten sie nach ihrem Kahne schleppen. Daran wurden sie nun von unsern Leuten verhindert; aber nichts destoweniger waren sie gesonnen, ihr Vorhaben durchzusetzen. Endlich aber, da sie sahen, daß alle ihre Mühe vergeblich war, sprangen sie, mit allen Merkmalen der größten Wuth, in ihren Kahn, ruderten hurtig nach dem Lande, ergriffen einen Feuerbrand, und zündeten mit demselben im Wegrennen das lange und von der Hitze gedörrte Gras an, womit der Boden hier bedeckt war. Ihre Absicht dabei war boshaft genug. Diese ging nämlich dahin, unsere noch am Lande befindlichen Sachen in Brand zu stecken; und noch ehe wir diesen ihren Anschlag merkten, stand schon alles rund umher in Flammen. Zu unserm großen Glücke war das Schießpulver und die meisten andern unentbehrlichen Vorräthe kurz zuvor schon wieder an Bord gebracht, so daß unser Brandschaden eben nicht von großer Erheblichkeit war.

Noch nicht zufrieden mit der Rache, die sie dadurch ausgeübt hatten, liefen unsere erbitterten

Indianer nach einem andern Orte hin, wo einige unserer Leute mit Waschen beschäftiget waren, und die Fischnetze nebst einer ansehnlichen Menge von Leinewand zum Trocknen ausgebreitet hatten. Auch hier steckten sie, aller unserer Bitten und Drohungen unerachtet, das trockne Gras in Brand. Hier glaubten wir denn genöthiget zu seyn, eine mit Schroot geladene Flinte auf Einen derselben abzufeuern, wodurch er verwundet ward. Er und seine Kammeraden ergriffen hierauf augenblicklich die Flucht.

Bald darnach sahen wir eine Parthei Indianer in der Ferne gegen uns ausrücken; und ich ging mit Hrn. Banks und einigen Andern ihnen entgegen. Nach einigen Versuchen, ihnen wieder freundschaftliche Gesinnungen einzuflößen, glückte es uns endlich, durch Vermittelung eines Greises unter ihnen, der Fehde ein Ende zu machen. Sie präsentirten uns darauf, wie gewöhnlich, diejenigen von der Gesellschaft, die wir noch nicht kannten, und zur Bestätigung ihrer gänzlichen Aussöhnung mit uns begleiteten sie uns gegen das Schiff zurück. Aber mit uns wieder an Bord zu gehen, dazu waren sie durch nichts zu bewegen.

Wäh-

Während unsers ganzen Aufenthalts in dieser Gegend beschäftigte mich die Sorge, wie wir durch die Klippen und Untiefen, welche das Meer hieselbst so äusserst unsicher machen, einen Ausweg finden würden. Ich hatte von Zeit zu Zeit die in der Nähe liegenden Berge bestiegen, und wurde sowol durch meine Augen, als auch durch den Bericht des Schiffers, den ich zum Sondiren ausgesandt hatte, immer mehr überzeugt, daß das Unternehmen, wieder unter Segel zu gehn, mit tausend zum Theil sichtbaren, zum Theil unsichtbaren Gefahren verknüpft wäre. Dennoch mußte es gewagt werden. Unser Schiff war nunmehr, so weit es sich hatte wollen thun lassen, wieder ausgebessert: wir erwarteten daher nur eine günstige Landluft, um wieder in die See zu stechen.

Mittlerweile hatte Einer unserer Leute sich im Walde verirrt; und ehe er es sich versahe, stieß er auf vier Indianer, die sich hinter einem Busche gelagert hatten. Er stutzte zwar einen Augenblick, hatte aber doch Besonnenheit genug, um sogleich zu begreifen, daß er einer größern Gefahr ausgesetzt seyn würde, wenn er liefe, als wenn er sich zuversichtlich bezeigte. Dieser richtigen Ueberlegung zufolge nahm er ein mun-

teres aufgeräumtes Wesen an, und beschenkte sie, weil er sonst gerade nichts bei sich hatte, mit seinem Taschenmesser. Die Indianer besahen dasselbe Einer nach dem Andern, und — stellten es ihm hierauf wieder zu. Jetzt wollte er sich ihnen empfehlen, allein sie bestanden darauf, daß er noch da bleiben sollte; und er hatte Standhaftigkeit genug, sich, ohne die geringste Furchtsamkeit zu äußern, bei ihnen niederzulassen. Sie betrachteten hierauf so wol ihn, als auch seine Kleider, mit großer Aufmerksamkeit und betasteten seine Hände, als wenn sie sich überzeugen wollten, daß er ein Wesen von einerlei Art mit ihnen sey. So brachte man ohngefähr eine halbe Stunde ganz freundschaftlich und vertraut mit einander zu; dann gaben sie ihm durch Zeichen zu verstehn, daß er nunmehr wieder gehen könnte. Er machte sich dieser Erlaubniß sogleich zu nutze; allein er verfehlte beim Weggehn den rechten Weg. Die Indianer, welche dieses bemerkten, standen sogleich von ihrem Feuer auf, und kamen ihm nachgegangen, um ihm zu zeigen, wohin er gehen müsse, um wieder zu dem Schiffe zu gelangen. Gewiß würde diese unvermuthete Zusammenkunft keinen so angenehmen Ausgang gehabt haben, wenn unser Mann, statt Vertrauen und Zuversicht, Furchtsamkeit geäusert

sert hätte; also abermals ein Beispiel, daß der Beherzte in den meisten Fällen weniger Gefahr läuft, als der Furchtsame.

Herr Banks, der unterdeß auf der andern Seite des Reviers nach neuen Pflanzen ausgegangen war, fand dort — was er nicht suchte, den größten Theil des Tuchs, das wir den Indianern bei verschiedenen Zusammenkünften mit ihnen geschenkt hatten, auf einem Haufen beisammen liegen. Da diese Leute keine Bekleidung nöthig zu haben glauben, so hatten sie vermuthlich dies ihnen geschenkte Tuch für unnützes Zeug und also nicht für werth gehalten, sich damit zu schleppen. Als wahre ausübende Philosophen, welche das Ueberflüßige und Unnütze verschmähen, hatten sie daher den ganzen Plunder von sich geworfen, sobald sie aus unserer Gesellschaft wieder in ihre Wildniß zurückgekehrt waren. Hätte Herr Banks weiter nachsuchen wollen, so würde er vermuthlich auch die übrigen Kleinigkeiten, die wir ihnen gegeben hatten, ebenfalls gefunden haben: denn sie schienen alles, was wir um und an uns hatten, als unnütze Sachen, sehr geringe zu schätzen, nur die Schildkröten ausgenommen, die sie eben so gut, wie wir zu brauchen wußten. Aber

diese waren nun gerade ein Artikel, dessen wir am allerwenigsten entbehren konnten.

Da das Schiff nunmehr so gut wieder hergestellt war, als es hier geschehen konnten: so sehnten wir uns nach einem Landwinde, der uns wieder in die See hinausführte; so besorgt uns auch auf der andern Seite die vielen gefährlichen Stellen machten, die wir bei unserer Abfahrt zu passiren hatten. Allein wir konnten doch nun einmal nicht immer hier bleiben; die Abfahrt mußte gewagt werden. Wir freueten uns daher, als der längst gewünschte Landwind endlich aufsprang, und gingen in Gottes Nahmen unter Segel.

26.

Neue Gefahr und Noth, worin das Schiff gerieth. Entdeckung einer Straße, wodurch Neu-Holland von Neu-Guinea getrennt wird.

Um den neuen Gefahren, denen wir jetzt entgegensegelten, mit so vieler Vorsicht, als mir möglich war, auszubeugen, ließ ich bei unserer Ab-

Abfahrt von Endeavour=Revier die Anker von Zeit zu Zeit wieder fallen, um erst jedesmal neue Beobachtungen über die Art und Weise anzustellen, wie wir uns durchzuwinden hatten. Einige meiner Officire und ich bestiegen den Mastkorb, wo wir das Labyrinth von Klippen und Untiefen, womit wir rund umher umgeben waren, übersehen konnten; ein Anblick, der nicht sehr tröstlich war. Vergebens forschte unser Auge nach, ob es zwischen denselben nicht einen Kanal von sicherer Tiefe zu entdecken vermögte, durch welchen wir in die offene See hinaus kommen könnten. Ein solcher Kanal zeigte sich aber nirgends. Zur Verschlimmerung unserer Lage bei diesen mislichen Umständen, wurde das Wetter um diese Zeit sehr stürmisch; und dieses neue Misgeschick hielt mehrere Tage lang ununterbrochen an. Wir sahen uns dabei genöthiget vor Anker liegen zu bleiben. Allein auch das gewährte uns keine völlige Sicherheit; denn das Schiff fing von Zeit zu Zeit an zu treiben d. i. mit Nachschleppung der Anker fortbewegt zu werden, und wir hatten jedesmal viel Mühe es wieder festzulegen.

In diesem ängstlichen Zustande mußten wir sechs Tage lang zubringen. Endlich legte sich

der Sturmwind, und wir wagten es nun, wie-
der unter Segel zu gehn, und uns mitten zwischen
jene Untiefen zu begeben, um einen Ausgang aus
denselben zu suchen.

Allein nicht lange, so befanden wir uns
schon in einem so gefährlichen Wasser, daß ich
es für unumgänglich nöthig hielt, uns wieder
vor Anker zu legen, um erst von neuem Beob-
achtungen und Untersuchungen anzustellen. In
dieser Absicht fuhr ich, nebst Hrn. Banks, so-
bald das Schiff gesichert war, in dem Boote
nach einer Insel hin, die ohngefähr fünf See-
meilen weit vom Lande entfernt lag. Hier hofte
ich, von dem Gipfel eines daselbst befindlichen
Berges, die Lage der Untiefen besser, als vom
Lande her oder vom Mastkorbe herab, übersehen
zu können.

Allein zum Unglück wurde das Wetter an
diesem Tage so trübe, daß ich die etwanigen
Zwischenräume oder Kanäle zwischen der unab-
sehlichen Felsenreihe, die, so weit meine Augen
reichten, in die hohe See hinauslief, nur sehr
undeutlich bemerken konnte. Ich beschloß da-
her, auf der Insel zu übernachten, in der Hof-
nung, daß am folgenden Morgen der Gesichts-
kreis sich vielleicht aufklären dürfte.

Sobald es Tag geworden war, schickte ich das Boot nach dem Felsenriff zum Sondiren aus; Herr Banks ging seiner Kräuterangelegenheit nach, ich selbst aber bestieg von neuem den Berg, um Beobachtungen anzustellen. Allein zu meinem großen Misvergnügen war und blieb das Wetter heute noch trüber, als es den Tag zuvor gewesen war, und dabei so stürmisch, daß das Boot unverrichteter Sache zurückkehren mußte. Ziemlich mismüthig über diese neue Widerwärtigkeit verließen wir die Insel, und ich gab ihr den Nahmen Eidexeninsel, weil wir kein anderes Thier, als eine Art großer Eidexen, allda zu Gesicht bekommen hatten.

Bei unserer Rückfahrt stiegen wir auf einer andern niedrigen Insel aus, auf welcher wir eine unglaubliche Menge Vögel und, außer einem Adlerneste, noch ein anderes ungeheueres Nest fanden, dessen Erbauer und Besitzer wir aber leider! nicht zu sehen bekamen. Nach dem Umfange des Nestes zu urtheilen, mußte es ein Vogel von erstaunlicher Größe seyn. Dieser Umfang betrug nämlich nicht weniger, als 26 Fuß, und die Höhe des Nestes 2 Fuß 8 Zoll. Es war von dünnen Knüppeln auf der Erde erbaut. Ich gab dieser Insel den Nahmen Adlersinsel.

Sowol hier, als auf dem ersten Eilande fanden wir deutliche Spuren, welche zeigten, daß die Indianer vom festen Lande zuweilen herüber kommen müssen, um dem Fischfange daselbst obzuliegen.

Am 13ten August wagten wir es von neuem, die Anker zu lichten, und unsere gefahrvolle Fahrt fortzusetzen. Ich will aber die Leser mit einer umständlichen Beschreibung jeder neuen Schwierigkeit, die sich uns in den Weg legte, nicht ermüden; sondern nur kürzlich anzeigen, daß die schützende Vorsehung, welche über uns wachte, uns glücklich durchhalf, und daß wir uns endlich, nachdem wir die Klippen und Untiefen mit möglichster Behutsamkeit zurückgelegt hatten, zur allgemeinen Freude der ganzen Schifsgesellschaft, endlich einmal wieder im ofnen Meere sahen, wo wir, aller Wahrscheinlichkeit nach, keine Klippen und Bänke mehr zu fürchten hatten.

Diese Freude dauerte indeß nicht lange. Denn erstlich fanden wir, daß unser Schiff bei weitem nicht so gut wiederhergestellt war, als wir uns wol eingebildet hatten, indem es durch die ungestümen Schläge hoher Wogen schon wieder so leck geworden war, daß es in jeder Stunde nicht weniger als 9 Zoll tief Wasser eindrin-

gen ließ. Und dazu kam, daß unsere Pumpen zum Theil angefault und dadurch unbrauchbar geworden waren. Zweitens verloren wir jetzt das Land aus dem Gesichte; ein Umstand, der einer meiner angelegentlichsten Absichten durchaus zuwider war. Ich wollte nämlich, es koste was wolle, auf dieser Reise ausmachen, ob das Land, dessen Küste wir bisher befahren hatten, mit Neu-Guinea zusammenhinge oder durch einen Kanal davon abgeschnitten sey? Zur Erreichung dieser Absicht mußte ich das Land beständig im Gesicht zu behalten suchen. Wir mußten also eine unsichere Fahrt der sicherern vorziehn, und wieder gegen die Küste halten.

Es geschahe; und noch ehe die Nacht eintrat, konnten wir wieder Land, aber mit ihm auch wieder das Brechen und Schäumen der Meereswogen über verborgenen Klippen sehen. Ohngeachtet nun bald darauf eine Windstille einfiel, so wurden wir doch die Nacht über, obgleich unmerklich, so weit fortgetrieben, daß wir um 4 Uhr des Morgens das Brausen der Brandung ganz deutlich hören und bei Anbruch des Tages, in einer mäßigen Entfernung von uns, die Wogen in ungeheurer Höhe über die Klippen empor schäumen sehen konnten. So

fiel

fiel also das Unglück hier schon wieder, und zwar mit verdoppelter Wuth über uns her. Die Wogen wälzten sich gegen den Riff hin, und rissen das Schiff mit ungestümer Gewalt mit sich fort. Jedes noch anwendbare Rettungsmittel ward versucht, aber jedes ließ uns in Stich. Wir wollten ankern, aber es war kein Boden zu erreichen. Wir wollten der nahen drohenden Gefahr durch Hülfe der Segel entfliehn, aber es wehete auch nicht ein Hauch von Luft, geschweige denn ein Wind. Und die fortrollenden Wogen rissen uns immer näher und näher gegen die Klippenreihe hin.

In dieser entsetzlichen Lage blieb uns kein anderes Hülfsmittel übrig, als die Böte; aber auch an diesen fehlte es gewissermaaßen: denn unglücklicher Weise war die Pinasse jetzt eben unter des Zimmermanns Händen, und noch nicht völlig ausgebessert. Indessen hoben wir doch sogleich das lange Boot und die Jölle aus, und schickten wenigstens diese voran, um das Schiff hinwegboogsiren *) zu lassen. Wir Andern an Bord waren dabei auch nicht müßig, sondern erleichterten die Arbeit dadurch, daß wir

*) Durch Hülfe von Tauen fortziehen.

am Hintertheile des Schifs lange Ruder brauchten. Und so gelang es uns das Vordertheil gegen Norden herum zu kehren; eine Wendung, die unsern Untergang zwar noch nicht hindern, aber doch verzögern konnte. Allein auch bloße Verzögerung des Verderbens ist für Leute in einer so verzweifelten Lage, als die unsrige war, schon Gewinn.

Mit dieser Arbeit hatten wir bis um sechs Uhr zugebracht; allein wir waren darüber auch so nahe an die Felsen hingerathen, daß wir kaum noch 300 Fuß weit davon entfernt waren, und daß eben dieselbe Woge, welche sich in diesem Augenblicke gegen das Schiff brach, den Augenblick darauf, wenn sie jenseits desselben wieder empor stieg, schon an die Klippen prallte und fürchterlich hoch gethürmt sich daran zerschellte. Zwischen uns und dem Untergange war also nur noch ein schmales, fürchterliches Thal, nicht breiter als die Grundfläche einer Woge! Und doch war die See noch immer unergründlich tief; wenigstens konnten wir mit 120 Klaftern noch keinen Boden erreichen.

Allein obgleich alle Hofnung zu unserer Rettung jetzt verloren schien: so überließen wir uns doch keines Weges einer feigen Verzweifelung; son-

dern

dern fuhren fort zu arbeiten, als wenn wir eines glücklichen Erfolgs gewiß gewesen wären. Der Zimmermann hatte unterdeß Mittel gefunden, die Pinasse wenigstens in so weit wieder zusammen zu flicken, daß sie Wasser halten konnte. Sie ward hierauf augenblicklich ausgehoben, und den andern Böten beim Boogsiren zu Hülfe gesandt. Aber auch dies und all unser Bestreben würde fruchtlos gewesen seyn, wenn nicht die alleslenkende Vorsehung gerade in dem entscheidendsten Augenblicke unsers Schicksals ein fast unmerkliches Lüftchen gesandt hätte, welches sanft in die Segel hauchte; zwar so sanft, daß wir zu jeder andern Zeit es kaum gemerkt haben würden, aber jetzt doch hinreichend, der Wageschale, auf welcher unsere Rettung schwebte, den Ausschlag zu geben, und das Schiff, mit Hülfe der Böte, um ein Merkliches quer von dem Riffe weg zu führen.

Nun lebte die Hofnung von neuem in uns auf: allein in weniger als zehn Minuten war es wieder eben so windstill als vorher; die Wellen jagten das Schiff von neuem den Klippen zu, und schon sahen wir zwischen uns und dem Tode abermals nur einen Zwischenraum von 600 Fuß. Aber in dem Augenblicke, da unser Unter-

gang zum zweitenmal unvermeidlich schien, erhob sich, Dank sey der mitleidigen Vorsehung! zum zweitenmal ein sanftes wohlthätiges Lüftchen und hielt ohngefähr 10 Minuten lang an. In dieser glücklichen Zwischenzeit erblickten wir eine kleine Oefnung im Riffe, die uns einen Durchweg zu versprechen schien. Ich schickte augenblicklich einen von des Schiffers Gehülfen aus, um dieselbe zu untersuchen; und es währte nicht lange, so kam er mit der Nachricht zurück, daß sie zwar nicht breiter als das Schiff lang sey, daß aber jenseits derselben das Wasser still und vollkommen ruhig wäre.

Nach dieser Entdeckung schien unsere Rettung nunmehr höchstens möglich — aber auch nicht um ein Haarbreit mehr als möglich — zu seyn, in dem Fall nämlich, daß es uns glücken sollte, das Schiff durch diese Oefnung hindurch zu führen. Dies ward nun sogleich versucht. Allein ein unvermutheter Vorfall, machte es uns unmöglich, unsere Absicht zu erreichen. Als wir nämlich durch die vereinigte Hülfe des schwachen Windes und der Böte endlich bis an die Oefnung hingekommen waren: fanden wir, daß die Fluthzeit eben aufhörte, und daß das zurückströmende Wasser der Ebbe ungestüm, wie aus einer

ner Schleuse, durch die Oefnung uns entgegen schoß. Dieser Strom riß uns über eine Viertelmeile gewaltsam mit sich fort; und entfernte uns dadurch zwar von den Klippen, aber leider nicht weit genug. Wir hatten daher noch immer alle Ursache an unserer Rettung zu zweifeln, selbst dann noch zu zweifeln, wenn die gelinde Luft, die nunmehr gänzlich erstorben war, auch noch einmal wieder aufwachen sollte. Noch waren wir im Angesicht des Riffs, und sobald die Ebbe vorüber war, trieb die Fluth, so sehr wir auch dagegen kämpften, das Schiff von neuem wieder in seine vorige Lage zurück.

Um diese Zeit erblickten wir eine andere Oefnung zwischen den Klippen, die ohngefähr eine Meile weit westwärts von uns lag. Augenblicklich schickte ich den ersten Lieutenant, Hrn. Hicks, im kleinen Boote dahin ab, um dieselbe untersuchen zu lassen; wir Andern aber kämpften unterdeß aus allen Kräften mit der Fluth. Bald gewannen wir ein wenig über sie, bald sie wieder über uns. Dennoch hielt Jedermann in der Arbeit unverdrossen an, und that seine Schuldigkeit eben so pünctlich und ruhig, als ob gar keine Gefahr vorhanden gewesen wäre.

Herr

Herr Hicks kehrte nach einiger Zeit mit der Nachricht zurück, daß die Oefnung zwar enge und gefährlich wäre; daß man aber doch, wenn das Glück uns begünstigte, hindurch kommen könne. Die bloße Möglichkeit hindurch zu kommen, war uns schon genug, den Versuch zu wagen: denn wer scheuet eine ungewisse und noch entfernte Gefahr, wenn es darauf ankommt, einer gewissen und gegenwärtigen zu entfliehn? Glücklicher Weise erhob sich zu eben der Zeit ein leichter Wind, der uns zur Erreichung unserer Absicht günstig war; denn dieser brachte uns, mit Hülfe der Böte, nicht nur bis zur Oefnung hin, sondern auch — glücklich hindurch. Ja eben die Fluth, die unsern Untergang nur desto schleuniger befördert haben würde, wenn nicht hier eine Oefnung gewesen wäre, trug jetzt zu unserer Rettung bei. Ihr Strom riß uns so entsetzlich schnell mit sich fort, daß das Schiff gerade, wie ein Pfeil, hindurchschoß, und weder gegen die eine noch gegen die andere Seite des Kanals anstoßen konnte. In diesem Schlunde fanden wir das Wasser von sehr ungleicher Tiefe: denn es wechselte von 30 zu 7 Klaftern sehr plötzlich ab, und der Boden war zugleich sehr gefährlich.

Sobald wir innerhalb des Riffs gekommen waren, ließen wir gleich die Anker fallen; und — so groß und schnell sind oft die Veränderungen des Lebens! — wir hielten uns jetzt für glücklich, wieder in der nämlichen Lage zu seyn, aus der wir erst vor zweien Tagen uns so sehnlich hinausgewünscht und die Gewährung dieses Wunsches als das größte Glück betrachtet hatten, welches uns widerfahren konnte. So gefährlich es indeß auch immer seyn mogte, mit einem schon halb zertrümmerten Schiffe innerhalb des Riffs zwischen einer unzählbaren Menge von Klippen herum zu segeln: so nahm ich mir doch jetzt unwiderruflich vor, auf meinem ferneren Laufe gegen Norden, das feste Land nie wieder zu verlassen, es mögte auch gehen wie es wolle: denn die Entscheidung der Frage: ob Neu-Guinea mit diesem Lande zusammenhänge oder nicht? war mir viel zu wichtig, als daß ich nicht gern mein Leben daran gewagt hätte, um eine bestimmte Entscheidung darüber zu erhalten. Der müßige und feige Wollüstling, der keinen andern Beruf in sich fühlt, als die Süßigkeiten und Gemächlichkeiten eines üppigen Lebens zu genießen, mag diese meine Entschließung immer Tollkühnheit nennen. In seinen Augen muß sie das freilich auch wol seyn; in den meinigen war sie eine

Pflicht,

Pflicht, die ich dem Vaterlande, welches mich auf Entdeckungen ausgesandt hatte, und der ganzen Menschheit, der diese Entdeckungen zu statten kommen konnten, schuldig zu seyn erachtete.

Um meine Leser nicht durch Einförmigkeit zu ermüden, übergehe ich alle die ferneren Schwierigkeiten und Gefahren, die sich uns von hier an stündlich von neuem in den Weg legten, und begnüge mich, nur zu melden, daß wir endlich am 21sten August eine Gegend erreichten, wo das Land ein Ende zu nehmen und von verschiedenen, noch weiter nördlich gelegenen Inseln durch einen Kanal abgeschnitten zu seyn schien. Nunmehr waren wir also an den Fleck gekommen, wo die Frage: ob dieses Land mit Neu-Guinea zusammenhänge oder nicht? entschieden werden mußte. Um hierüber zu einer völligen Gewißheit zu gelangen, lief ich in den besagten Kanal hinein; legte das Schiff vor Anker, und ging unter einer Bedeckung bewafneter Leute und in Begleitung meiner Herrn Reisegefährten ans Land, um einen Berg zu besteigen, von wannen sich die Gegend rund umher bequem beobachten ließ.

Als wir vom Schiffe abstießen, erblickten wir zehn Indianer am Lande; neun derselben waren

mit

mit Lanzen, der Zehnte aber mit einem Bogen und einem Bündel Pfeilen bewafnet, welches uns hier zu Lande etwas ganz neues und das erste Beispiel in der Art war. Drei derselben, unter denen sich auch der Bogenschütze befand, kamen an den Strand herab, und stellten sich uns gegen über. Wir glaubten, daß sie uns die Landung streitig machen wollten; als wir uns aber bis auf einen Flintenschuß genähert hatten, gingen sie ganz gemächlich und friedsam fort. Wir stiegen hierauf sogleich ans Land, und kletterten dann den Berg hinauf, welcher dreimal so hoch als der Mastkorb und dabei völlig kahl war. Jetzt standen wir auf dem Gipfel desselben und schaueten umher. Zu meinem Vergnügen war, so weit ich den Kanal gegen Süd-Westen mit meinen Augen verfolgen konnte, kein Land zu sehen; ich zweifelte also auch nunmehr im geringsten nicht mehr, hier eine Straße gefunden zu haben, welche aus der Südsee nach dem indianischen Meer hinüber führe, und Neu-Holland von Neu-Guinea trennte.

Nachdem ich nunmehr an der östlichen Küste von Neu-Holland, die, wie ich gewiß weiß, noch kein Europäer vor mir besucht hatte, vom 38sten Grade der Breite bis zum 11ten Grade,

also

also eine Strecke von 400 deutschen Meilen lang, gesegelt war, und jetzt im Begriff stand, dieselbe zu verlassen: so ließ ich zum Abschied noch eine Flagge wehen, und nahm nunmehr die ganze östliche Küste für seine Majestät König Georg III. unter dem Nahmen Neu-Süd-Wallis, mit allen daran liegenden Meerbusen, Häfen, Revieren und Inseln förmlich in Besitz. Wir gaben hierauf eine dreimalige Salve aus dem kleinen Gewehr, die im gleichen Maaße vom Schiffe aus beantwortet wurde. Die Insel, worauf wir diese Feierlichkeit vornahmen, nannte ich Besitznehmungs-Eiland (Possession Island); worauf wir uns wieder in unser Boot begaben, und nach dem Schiffe zurückruderten.

Am folgenden Tage gingen wir wieder unter Segel, und fuhren nunmehr in die Straße hinein, sehr vergnügt über die Entdeckung derselben. Diese Straße wird auf der Südostseite von Neu-Holland und auf der Nordwestseite von einer Menge Inseln begrenzt, die ich des Prinzen von Wallis Inseln genannt habe, und die sich wahrscheinlicher Weise bis ganz nach Neu-Guinea hin erstrecken. Auf den meisten von diesen Inseln sahen wir Rauch in die Höhe steigen; ein sicherer Beweis, daß sie bevölkert seyn müssen.

27.

Umständlichere Beschreibung der östlichen Küste von Neu-Holland, nunmehr Neu-Süd-Wallis genannt. Von den Naturgütern und den Bewohnern dieses Landes.

Dieses Land ist größer, als irgend ein anderes der bekannten Welt, das nicht den Nahmen eines festen Landes oder eines Welttheils führt. Wir lernten zwar nur die östliche Küste desselben kennen; aber da diese, so weit wir sie befuhren, schon über 400 deutsche Meilen beträgt: so läßt sich daraus schließen, daß der Flächen-Inhalt des ganzen Landes weit größer seyn muß, als der von ganz Europa. Der südliche Theil des Landes ist, so weit wir ihn gesehen haben, niedrig und flach; gegen Norden hin wird es zwar höher, doch nirgends so sehr, daß man es gebirgigt nennen könnte. Im Ganzen scheint der Boden gar nicht fruchtbar zu seyn. Das Gras ist zwar mehrentheils hoch, aber auch dünne; und in den Gegenden, wo die größten Bäume wachsen, stehen sie wenigstens 40 Fuß weit aus einander. Es war gerade die dürrste Jahrs-

zeit, in welcher wir uns hier befanden: dennoch fanden wir viele kleine Bäche und Quellen: aber keine große Flüsse und Ströme, welches gleichfalls beweiset, daß das Land keine hohe Gebirge haben muß.

Unter den hiesigen Fruchtbäumen fanden wir dreierlei Arten von Palmbäumen. Der Kohl, den man auf zweien Arten dieser Bäume findet, ist zwar klein, aber ungemein süß und schmackhaft. Die dritte Art trägt keinen dergleichen Kohl, aber, gleich den übrigen, eine Menge Nüsse von der Größe einer großen Kastanie. Da wir bei den Feuerstellen der Indianer viele Schaalen solcher Nüsse zerstreut umherliegen sahen: so schlossen wir daraus, daß diese Frucht eßbar seyn müsse. Allein der Versuch, den einige von uns damit anstellten, mußte theuer bezahlt werden: denn die Frucht wirkte als ein heftiges Brech- und Purgiermittel. Daß gleichwol die Indianer sie genießen, schien uns ausgemacht zu seyn: aber freilich hat der rohe Indianer auch eine ganz andere Natur, als der verzärtelte und geschwächte Europäer. Dies hätten wir bedenken sollen. Selbst unsere Schweine schienen dieses Futter nicht ertragen zu können. Sie fraßen zwar davon, und es schien eine Zeitlang,

als

als wenn sie sich wohl dabei befänden: aber nach Verlauf von ohngefähr acht Tagen wurden sie krank; zwei derselben starben, und die übrigen wurden mit genauer Noth gerettet.

Außer diesen Bäumen giebt es hier noch verschiedene kleine Bäumchen und Stauden, die in Europa völlig unbekannt sind. Eins von diesen bringt eine elende Art Feigen hervor; ein anderes trug eine Art von Pflaumen, die mit den unsrigen weiter nichts, als die Farbe, gemein haben; ein drittes eine Art purpurfarbiger Aepfel, die, wenn man sie einige Tage liegen ließ, ohngefähr wie eine Zwetsche schmeckten.

Der Kräuterforscher findet hier einen Reichthum von neuen, unbekannten Pflanzen; es giebt aber nur sehr wenig eßbare darunter.

Von vierfüßigen Thieren, die wir hier vorfanden, habe ich schon oben den Hund, und das in Europa noch nicht bekannte Kängururu genannt. Außer diesen sahen wir auch eine Art von Iltis, und einige von uns wollten auch Wölfe bemerkt haben. Einer unserer Matrosen glaubte sogar, wie ich schon oben erzählt habe, auch den Teufel hier gesehn zu haben: aber es fand sich, daß es nur eine große Fle-

dermans gewesen war. Von diesen gab es hier verschiedene Arten, und unter diesen einige so groß, als man sie sonst nirgends findet.

See- und Landgeflügel giebt es hier in großer Menge und Mannigfaltigkeit. Zu den letztern gehören auch große und kleine Papageien, Cacadous und andere dergleichen ausnehmend schöne Vögel. Von Tauben insonderheit fanden wir eine unglaublich große Menge. Diese Vögel sind hier sehr schön, und haben eine ganz besondere Art von Tollen, dergleichen wir zuvor noch nie gesehen hatten.

Unter andern kriechenden Thieren findet man hier verschiedene Arten von Schlangen, deren einige giftig, andere aber unschädlich sind; ferner Scorpionen, Centipeden und Eideren. Insecten giebt es nur wenige; und unter diesen sind die Muskito's und die Ameisen die vornehmsten. Eine Art der letztern ist grün, wie Gras, wohnet auf den Bäumen, und bauet dort Nester von verschiedener Größe, die kleinsten einer Faust, die größten eines Mannskopfes groß. Die Bauart dieser Nester ist sehr merkwürdig; sie bestehen aus mehreren Baumblättern, deren jedes einer Handbreit ist. Von diesen biegen sie mehrere krumm, und leimen die Spitzen derselben

der-

dergestalt zusammen, daß sie ohngefähr die Gestalt eines Beutels bekommen. Der Leim, dessen sie sich dazu bedienen, ist ein Saft, den die Natur selbst in ihren Körper zubereitet. Wie sie es anfangen, die Blätter niederzubeugen und zu krümmen, dies zu beobachten hatten wir keine Gelegenheit: allein an den bereits gebogenen Blättern sahen wir Tausende derselben, wie sie ihre vereinigten Kräfte anstrengten, um solche krumm zu halten, indessen ein anderer arbeitsamer Haufen inwendig beschäftiget war, dieselben anzukleben, damit sie nicht wieder in ihre vorige Lage und Gestalt zurückschnellen mögten. Um uns zu überzeugen, daß die Blätter bloß durch die angestrengten Kräfte dieser kleinen Künstlerinnen gebogen und niedergehalten würden, stöhrten wir sie in ihrer Arbeit und trieben sie davon weg; worauf die Blätter augenblicklich in ihre natürliche Lage zurückkehrten. Die elastische Kraft, durch welche dies geschahe, war so stark, daß man kaum die Möglichkeit begriff, wie diese Kraft von so kleinen Geschöpfen überwunden werden könne. Weil wir aber unsere Neugierde auf ihre Kosten befriedigten, so ließen sie auch den ihnen zugefügten Schaden nicht ungeahndet. Tausende dergleichen fielen uns augenblicklich an, und verursachten uns

 durch

durch ihre Stiche die unausstehlichsten Schmerzen. Am meisten mußten wir von denen ausstehen, die sich an unsere Hälse und in die Haare setzten: weil man sie da nicht so leicht wieder loswerden konnte. Ihr Stich war beinahe eben so empfindlich, als der einer Biene; doch dauerte der Schmerz jedesmal nur eine Minute lang. — Wir fanden hier noch einige andere Arten von Ameisen, deren eine, welche die Aeste der Bäume aushöhlt, um sie zu bewohnen, ich schon oben beschrieben habe.

Das reichlichste Nahrungsmittel gewährt den Eingebohrnen die See. Selten warfen wir das große Netz aus, ohne 50 = 200 Pfund Fische zu fangen, wovon die meisten sehr wohlschmeckend sind. Auf den Riffen und Bänken giebt es eine unglaubliche Menge der besten grünen Schildkröten, auch mancherlei Austern, besonders Felsen- und Perlenaustern. Außerdem giebt es hier auch Meerschnecken und See-Krebse, und in einigen Buchten auch Alligators (eine Art kleiner Krokodille).

In Betracht der Größe dieses Landes scheint die Zahl seiner Einwohner allerdings sehr geringe zu seyn. Die größte Zahl, die wir je beisammen sahen, belief sich nicht über dreißig Personen.

Es

Es ist zwar wahr, daß wir von diesem ganzen Lande weiter nichts, als die östliche Küste gesehn haben, und zwischen dieser und der westlichen Küste liegt freilich ein ungeheurer Strich Landes mitten inne, der noch nicht untersucht worden ist; allein es ist doch sehr wahrscheinlich, daß diese ganze große Strecke entweder durchaus öde, oder wenigstens noch sparsamer bevölkert seyn müsse, als die Küsten. Ohne Ackerbau würden die Bewohner in den innern Theilen des Landes ohnmöglich zu allen Jahrszeiten zu leben haben; verstünde man sich aber mitten im Lande darauf, das Feld zu bauen: so würde man auch auf den Küsten etwas davon wissen. Hier aber fanden wir nicht die geringste Spur davon. Es steht daher zu vermuthen, daß nur diejenigen Gegenden dieses Landes bevölkert seyn müssen, wo die See zum Unterhalt der Einwohner das Ihrige mit beitragen kann.

Alle Bewohner derjenigen Gegend, wo das Schiff ausgebessert wurde, und wo wir uns am längsten aufhielten, beliefen sich nur auf ein und zwanzig Personen, nämlich zwölf Männer, sieben Weiber, ein Knabe und ein Mädchen. Die Weiber haben wir nie in der Nähe zu sehen bekommen; denn so oft die Männer

zu uns kamen, blieben jene allemal in einer gewissen Entfernung zurück. Die Ersteren waren von mittler Größe, wohlgebildet, und ungemein stark, munter und hurtig. Ihrer Gesichtsbildung fehlte es nicht ganz an Ausdruck; und ihre Stimmen waren sanfter und feiner, als man sie an Männern hören mag. Uebrigens sahen sie am ganzen Leibe so unsauber aus, als wenn sie mit Schmutz gleichsam überzogen gewesen wären. Man konnte daher auch gar nicht bemerken, welche Farbe der Haut ihnen eigentlich natürlich sey. Wir versuchten es zwar durch Abwaschen und Abreiben dahinter zu kommen: aber das half beinahe so viel als gar nichts. Die Schmutzrinde schien in die Haut hineingewachsen zu seyn. Die letzte Farbe, die sich nicht weiter abwaschen ließ, glich der Chocolade. Ihre Nasen sind nicht platt und eingedrückt, und ihre Lippen gar nicht aufgeworfen. Sie haben schöngereihte weisse Zähne; ihr Haar ist schwarz und lang von Natur, aber sie pflegen es durchgängig kurz abzuschneiden. Auch dieses war, wie ihre ganze Person, klebrigt und schmutzig, aber frei von Ungeziefer. Ihr schwarzer Bart ist buschigt und stark; sie kürzen ihn aber gleichfalls ab. Wir fanden bei genauerer Untersuchung, daß sie ihn abzusengen pflegen. Mit dem Haupthaar

haar verfahren sie vermuthlich eben so; denn nie sahen wir ein schneidendes Werkzeug von irgend einer Art bei ihnen.

Ihr ganzer Körper ist durchaus unbedeckt, und sie scheinen, wie die Thiere, für Schamhaftigkeit kein Gefühl zu haben. Und doch sind sie — was an so armseligen menschlichen Geschöpfen sehr befremdend scheinen muß — keinesweges frei von Eitelkeit. Denn wenn sie gleich nicht nöthig finden, ihre Blöße zu bedecken: so finden sie es doch sehr nöthig, sich zu putzen. Worin ihr Putz besteht? Erstlich — und hier bitte ich diejenigen meiner jungen Leserinnen, welche sich selbst gern putzen mögen, ja recht aufmerksam zu seyn — in einem fingerdicken und fünf bis sechs Zoll langen Knochen, den sie in die zu diesem Behuf durchborte Scheidewand zwischen den beiden Naselöchern stecken. Dieser Knochen reicht ihnen solchergestalt quer über das ganze Gesicht und verstopft ihnen beide Nasenlöcher dermaßen, daß sie, um Athem zu schöpfen, den Mund weit aufgesperrt halten müssen. Ihre Sprache wird dadurch so undeutlich, daß sie sich selbst unter einander kaum verstehen können. Dies gab ihnen in unsern Augen ein so seltsames Ansehn, daß wir, ehe wir des Anblicks

gewohnt wurden, jedesmal große Mühe hatten, uns des Lachens zu enthalten. Sie selbst schienen sich etwas darauf zu Gute zu thun. So verschieden sind bei den Menschen die Begriffe von Schönheit und Häßlichkeit! Was dem Einen unausstehlich scheint, das kömmt dem Andern entzückend vor. Beide gehorchen dabei dem Gesetz der Mode.

Außer diesen sonderbaren Nasenschmuck trugen sie auch Halsbänder, die aus sehr artig geschnittenen und an einander gereihten Muscheln bestanden; auch Armbänder von kleinen Schnüren, die zwei bis dreimal um den Obertheil des Arms gewunden waren. Eine ähnliche Schnur, von Menschenhaar geflochten, die nur so dick als ein Zwirnsfaden war, hatten sie um den Unterleib gebunden. Noch schmücken einige unter ihnen sich mit Brustbändern von Muscheln, welche vom Nacken quer über die Brust hinabhingen. Auch bemahlen sie ihre mit Schmutz überzogenen Leiber hin und wieder mit weisser und rother Farbe, um ihnen ein recht buntschäckigtes Ansehn zu geben. Von der weissen Farbe legen sie auch kleine Schönfleckchen auf das Gesicht und ziehen um jedes Auge einen Kreis davon. Die rothe Farbe schien Bergroth

zu seyn; was aber das weisse eigentlich seyn mogte, haben wir nicht entdecken können. Es sahe aus, als ob es lauter kleine hart bei einander liegende Körner wären. Ihre Ohren waren zwar auch durchlöchert, wir sahen aber Keinen, der etwas darin trug.

Gern hätten wir von den genannten Zierrathen einige Stücke eingetauscht; aber sie hielten dieselben viel zu hoch, als daß wir sie hätten bewegen können, uns auch nur das geringste davon zu überlassen. Dies war um desto sonderbarer, da unsere Glaskorallen und Bänder nicht bloß ein ähnlicher Putz, sondern auch noch viel glänzender waren. Aber ich muß auch zugleich anmerken, was noch viel sonderbarer scheinen wird, daß diese Leute von Handel und Tausch nicht den allergeringsten Begriff hatten, und daß es uns unmöglich fiel, ihnen einen davon beizubringen. Was wir ihnen gaben, nahmen sie an; daß wir aber etwas dagegen verlangten, war ihnen schlechterdings nicht begreiflich zu machen, wir mogten es anstellen wie wir wollten. Auch war ihnen alles, was wir hatten oder vorzeigten, durchaus gleichgültig; sie begehrten daher nicht nur nichts davon zu kaufen, sondern sie fühlten auch ganz und gar keine Ver-

suchung, uns zu bestehlen. Hätten sie nach mehrerem gelüstet, so würden sie auch weniger ehrlich gewesen seyn. Denn daß ihre anscheinende Ehrlichkeit nicht sowol aus Tugend, als aus einem Mangel an Begierden herrührte, das zeigte sich bei der Gelegenheit, da wir uns weigerten, ihnen unsere Schildkröten zu geben. Wie sie sich dabei nahmen, ist schon oben erzählt worden. Außer diesem Einen Artikel hatten wir aber nichts, worauf sie nur den geringsten Werth gesetzt hätten. Sie warfen daher die schönen Siebensachen, die wir ihnen schenkten, größtentheils in den Wäldern umher, wie Kinder es mit ihren Spielsachen zu thun pflegen, sobald sie sich satt daran gesehn haben.

Diese armseligen Geschöpfe schienen indeß an dem ersten und größten Gute des Lebens, an Gesundheit, viel reicher, als wir zu seyn. Wir sahen schlechterdings keinen Einzigen unter ihnen, der sich nicht vollkommen wohl befunden hätte; und man konnte keine andere Merkmale von überstandenem körperlichen Leiden, als große ungestalte Narben entdecken, die von Wunden herzurühren schienen, die sie sich mit irgend einem stumpfen Instrumente selber beigebracht hatten, und wovon sie uns auch durch Zei-

chen

chen zu verstehen gaben, daß es Denkmäler ihrer Betrübniß über das Absterben ihrer Freunde wären.

Beständige Wohnsitze scheinen sie nirgends zu haben. Ihre elenden Hütten waren sowol nach ihrer Bauart, als nach ihrer innern Einrichtung kunstloser und nachlässiger, als alles, was wir in der Art je gesehen hatten. Sie bestehen aus biegsamen Zweigen; diese werden bogenförmig gekrümmt und so mit beiden Enden in die Erde gesteckt, und alsdann mit Palmblättern und großen Stücken von Baumrinde bedeckt, so daß die Wohnung an Form und Ansehen einem Backofen gleicht. Sie ist dabei so klein und niedrig, daß ein Mann weder aufrecht darin stehen, noch sich der Länge nach darin niederlegen und ausstrecken kann. Unter solchen Hütten oder Schauern liegen sie in einer gekrümmten Stellung, so daß die Füße beinahe gegen den Kopf heraufreichen; und in dieser unbequemen Lage mögen drei bis vier Personen nothdürftig Platz darin haben. In den heissen Gegenden des Landes fanden wir diese Hütten noch nachlässiger gebaut. Sie bewohnen dieselben auch nicht für immer; denn sie bleiben in einer Gegend nur so lange, als sie Lebensmittel daselbst finden.

Sind

Sind diese aufgezehrt, so ziehen sie weiter, und lassen die Wohnungen dahinten. Wenn sie sich aber gleichsam auf dem Marsche befinden, und nicht länger als ein paar Tage irgendwo zu bleiben gedenken: so lagern sie sich unterm freien Himmel, und statt alles Obdachs dient ihnen dann bloß das Buschwerk oder Gras, welches hier gegen zwei Fuß hoch wächst.

Ihr unbedeutender Hausrath kömmt mit ihren Wohnungen überein; er ist eben so armselig, als diese. Ein länglichtes, aus Baumrinde verfertigtes Gefäß, zum Wasserschöpfen; ein kleiner aus Garn zusammengeknüpfter Beutel, worin sie gewöhnlich etwas Farbe zum Schminken, etliche Angelhaken und Angelschnüre und einige Spitzen zu Wurfspießen, auf dem Rücken tragen, machen alle ihre Besitzungen aus.

Ihre Angelhaken sind aus Muschelschaalen gemacht und ungemein sauber gearbeitet. Die dazu gehörigen Schnüre, wovon die feinsten kaum dicker als ein Haar, die stärksten hingegen einen halben Zoll dick sind, verfertigen sie aus den Fibern einer Pflanze, die wir kennen zu lernen keine Gelegenheit fanden. Außerdem haben sie sich ein künstliches Werkzeug zum Schildkrötenfang erdacht, dessen Beschreibung nicht

hin-

hinreichen würde, meinen Lesern einen anschauenden Begriff davon zu geben. Ich thue daher Verzicht darauf. Aber man bemerke, wie erfinderisch und sinnreich hier, wie überall, das Bedürfniß macht: und wie nöthig es daher sey, wenn man seinen Verstand ausbilden und recht klug werden will, sich von früher Jugend an so wenig als möglich von Andern bedienen zu lassen, und seine Bedürfnisse, so sehr es immer thunlich ist, durch eigene Ueberlegungen und durch eigene Kraftanwendung zu befriedigen!

Ihr Hauptnahrungsmittel machen die Fische aus; doch mögen sie zuweilen auch wol Gelegenheit finden ein Känguru — meine jungen Leser werden sich der obengegebenen Beschreibung dieses Thiers erinnern — und verschiedene Vögel zu erlegen. Die letztern sind indeß hier so scheu, daß man ihnen kaum mit der Flinte beikommen konnte. Die einzige hiesige Pflanze, die man als ein wirkliches Nahrungsmittel ansehen kann, ist die Yamwurzel; doch scheint man sich auch einiger Baumfrüchte dazu zu bedienen. So viel wir bemerken konnten, essen sie keine Art von Fleisch roh; weil sie aber kein Gefäß haben, worin man etwas kochen könnte: so rösten sie es entweder auf Kohlen oder backen es vermittelst

heiß-

heißgemachter Steine in ausgegrabenen Erdlöchern, wie die Bewohner der Südsee-Inseln.

Wir beobachteten, daß verschiedene von ihnen eine gewisse Art Blätter beständig im Munde hatten, so wie einige Europäer den Tabak, die Ostindianer den Beetel zu kauen pflegen. Von was für einer Pflanze diese Blätter seyn mogten, konnten wir nicht erfahren.

Von der Art, wie sie dem Wilde nachstellen, vielleicht auch Vögel zu haschen suchen, glaubten wir folgende Spuren zu bemerken. Wir fanden allenthalben, daß sie in die Stämme großer Bäume stufenähnliche Einschnitte gemacht hatten. Vermuthlich geschieht dieses, um desto bequemer hinaufzuklettern, um dort zu lauern, bis ein Thier vorbei und ihnen nahe genug kömmt, um es durch einen Wurf mit der Lanze erreichen zu können. Und auf eben diesen Standorten greifen sie vielleicht die Vögel, welche sich des Abends auf die Bäumte setzen, um darauf zu übernachten.

28.

Fortsetzung von Neu-Süd-Wallis. Fahrt von da nach Neu-Guinea.

Die Art und die Geschwindigkeit, womit die wilden Bewohner dieses Landes Feuer hervorzubringen wissen, ist bewundernswürdig. Sie nehmen zu diesem Behuf zwei Stücke dürres und weiches Holz; das eine ist ein Stecken, ohngefähr acht bis neun Zoll lang, das andere ein flaches Stück. Jenem gaben sie eine stumpfe Spitze, stellen ihn alsdann mit dieser Spitze auf das andere Stück und drehen ihn hierauf zwischen ihren Händen, gleich einem Querl, geschwind herum. Das Holz fängt hierdurch in weniger als zwei Minuten an zu glimmen, und alsdann ist ihnen der kleinste Funke schon genug, weil sie das Feuer sehr geschickt nnd schnell zu vergrößern wissen: Die Art, wie sie sich dabei benehmen, ist folgende. Sie umwickeln den erregten Fanken mit einer Handvoll dürres Gras und setzen sich damit so fort in Lauf. Es währt nicht lange, so ergreift das glimmende Feuer, durch die schnelle Bewegung angefacht, das Heu und dieses geräth in Flamme. Dann bücken sie sich einen Augenblick; legen das brennende Gras nie-

der; wickeln hurtig einen neuen Funken in einen andern Büschel und rennen, wie zuvor wieder von dannen. Ueberall, wo sie sich niederbücken, sieht man unmittelbar darnach die Flamme auflodern, weil das umherstehende dürre Gras von dem niedergelegten Feuer sogleich ergriffen wird.

Auf diese Weise können sie, wie ich schon oben erzählt habe, in kurzer Zeit eine ganze Gegend in Brand setzen; und vermuthlich bedienen sie sich dieses Mittels, um das Kångaru zu fangen, indem sie es rund umher mit Feuer einschließen. Wenigstens bemerkten wir, daß dieses Thier sich vor dem Feuer außerordentlich fürchtete; ja es scheuete sich vor bloßen Brandstellen, auf denen kein Feuer mehr zu spüren war, so sehr, daß man es kaum durch die Hunde zwingen konnte, darüber wegzulaufen.

Die Waffen dieser Indianer bestehen aus Spießen oder Lanzen, und sie haben deren in verschiedener Art. Einige hatten vier Zinken, deren jede nicht nur mit einer Spitze von Knochen, sondern auch mit einem Widerhaken versehen war. Die Spitzen überziehen sie mit einem harten Harze, wodurch sie nicht nur glänzend, sondern auch glatt werden, und vermöge dieser letztern Eigenschaft dringen sie leichter und

tie-

tiefer in den Gegenstand, den sie treffen, ein. In andern Gegenden führt man Lanzen, die nur Eine Spitze haben. Der Schaft besteht aus einem Rohr oder aus einem Gewächs, das dem Rohr gleicht. Er wird acht bis vierzehn Fuß lang gemacht, besteht aber nicht aus einem einzigen Stücke, sondern aus mehrern, die in einander geschoben und dann fest gebunden sind. Die Spitze, womit er versehen wird, besteht bald aus einem harten und schweren Holze, bald aus einer Fischgräte. Anstatt der Widerhaken pflegen diese Spitzen mit verschiedenen kleinern Gräten verbunden zu seyn, die rückwärts in entgegenstehender Richtung daran befestiget sind. In die von Holz gemachten Spitzen pflegen sie scharfe Stücken von zerbrochenen Muschelschaalen hineinzustecken, und die Fugen mit Harz auszufüllen.

Eine mit dergleichen Widerhaken versehene Lanze ist in der That ein fürchterliches Gewehr. Denn wenn sie trift und einmal eingedrungen ist, so kann man sie nicht wieder aus der Wunde bringen, ohne das Fleisch mit hinweg zu reissen oder die scharfen und schroffen Schlittern der Gräten oder der Muschelschaale, die den Widerhaken ausmachen, in der Wunde zurück zu lassen. Sie wissen diese Waffen mit ungemeiner Stärke und Ge-

Geschicklichkeit zu werfen. Auf 30 bis 60 Fuß werfen sie damit aus freier Hand; sollen sie aber auf 100 bis 150 Fuß weit tragen: so bedienen sie sich dazu eines Instruments, welches wir einen Wurfstock nannten. Dieses ist ein ebener glatter Stecken, aus einem harten Holz verfertiget, ungemein schön geglättet, ungefähr zwei Zoll breit, einen halben Zoll dick und drei Fuß lang; und sie bedienen sich desselben, um die Lanze damit fortzuschnellen, auf eine Weise, die ich meinen jungen Lesern anschaulich zu machen vergebens versuchen würde. Die Wirkung davon ist bewundernswürdig; denn sie treffen auf diese Weise in einer Entfernung von 150 Fuß ihren Gegenstand ungleich zuverläßiger, als wir es mit einer einzelnen Kugel vermögen.

Von Schutzwaffen bemerkten wir bei den Eingebohrnen nichts, als eine Tartsche oder einen Schild, der länglicht und ohngefähr drei Fuß hoch, anderthalb Fuß breit und aus der Rinde eines Baums verfertiget war. Dergleichen Schilde müssen hier von den Eingebohrnen häufig gebraucht werden; denn wir fanden oft Bäume, an welchen solche Stücken Rinde fehlten, als dazu, der Form nach, gehören. Bisweilen fanden wir auch die ganze Form des Schil-

des in die Rinde eines Baums wirklich eingeschnitten, doch so, daß man die Rinde nicht wirklich abgelöst, sondern nur den Rand derselben ringsum ein wenig aufgehoben und durch hineingetriebene Keile in dieser Lage erhalten hatte. Die Eingebohrnen müssen also wol bemerkt haben, daß Baumrinde desto dicker und stärker wächst, wenn man ein Stück davon rings umher ausschneidet und sie in diesem Zustande noch eine Zeitlang am Baume sitzen läßt.

Die Kähne dieses rohen Volks sind eben so kunstlos und schlecht, als ihre Hütten. Am südlichsten Theile der Küste bestehen sie bloß aus einem Stück Baumrinde, daß ohngefähr zwölf Fuß lang, an den Enden zusammengebunden und in der Mitte durch kleine Stecken auseinander getrieben ist. So elend und unsicher aber ein solcher Kahn auch ist, so sahen wir doch einstmals, daß er drei Personen führen könne. In seichtem Wasser stoßen sie diese Nachen durch Stangen fort, und wo es tiefer ist, da gebrauchen sie flache Ruder. So schlecht diese Kähne aber auch immer seyn mögen, so haben sie doch ihre Vortheile. Sie gehen z. B. nicht tief im Wasser und sind sehr leicht; sie können also in denselben auf die seichtesten Schlammbänke fah-

ren, um Schaalenfische aufzulesen, welches der wichtigste Gebrauch ist, den sie davon zu machen haben. Wir beobachteten noch, daß mitten in diesen Kähnen allemal ein großer Büschel Seegras lag, und daß auf demselben ein kleines Feuer angezündet zu seyn pflegte, vermuthlich, damit die Leute, wenn sie auf den Fischfang ausgehn, ihren Hunger gleich auf der Stelle stillen und was sie fangen alsobald zubereiten und verzehren können. Als wir weiter gegen Norden kamen, fanden wir die Kähne schon von besserm Ansehn. Hier bestanden sie auch nicht mehr aus Baumrinde, sondern aus dem Stamme eines Baums, der durch Feuer ausgehöhlt und hiernächst künstlich genug bearbeitet war.

Die einzigen Werkzeuge, deren sie sich dabei bedienen, sind ein Beil, welches aus Stein, aber herzlich schlecht verfertiget ist, einige kleine Stücken des nämlichen Steins, welche die Gestalt eines Keils hatten, ein hölzerner Hammer, ein paar Muschelschaalen und etliche Stücke Korallen, jene zum Schneiben, diese zum Raspeln. Zum Glätten ihrer Wurfstöcke und der Spitzen ihrer Lanzen bedienen sie sich der Blätter von einer Art wilden Feigenbäume. Dieses Laub greift das Holz fast eben so scharf an, als das Schachtel-

telrohr, dessen unsere Tischler sich zum Poliren bedienen. Mit diesen elenden Werkzeugen und mit Hülfe des Feuers einen Kahn aus dem Stamme eines Baums zu verfertigen, muß allemal eine höchst schwere und langwierige Arbeit seyn; ja uns Europäern, die wir an den Gebrauch metallischer Werkzeuge gewöhnt sind, kommt dies beinahe ganz unmöglich vor. Aber man sieht auch hieraus, daß keine Schwierigkeit so groß ist, daß anhaltender Fleiß, Geduld und Standhaftigkeit sie nicht sollten überwinden können; eine Wahrheit, die ich meinen jungen Lesern nicht zu oft wiederholen zu können glaube. Schande über die schlaffe Menschenseele, die vor jeder Schwierigkeit erschrickt, und ein nützliches Vorhaben aufgiebt, ohne erst alles, was menschliche Kräfte vermögen, dabei versucht zu haben!

Ich habe schon oben gesagt, daß die Bevölkerung dieses großen Landes außerordentlich gering ist. Was die Ursache davon seyn möge; ob sie sich, gleich den Bewohnern von Neuseeland unter einander selbst aufreiben; ob sie durch Hungersnoth weggeraft werden, oder ob es irgend eine andere Ursache giebt, welche der Vermehrung ihrer Art im Wege steht? das müssen wir künftigen Seefahrern zu untersuchen über-

lassen. Unsere eigenen mangelhaften Beobachtungen setzen uns noch nicht in den Stand, darüber zu entscheiden. Daß sie Kriege mit einander führen, läßt sich aus ihren Waffen deutlich schließen. Denn wenn man auch annehmen wollte, daß ihre Lanzen nur zum Fischen und Jagen gebraucht würden; so könnte doch der Schild zu nichts anders, als zum Schutz wider die Angriffe eines Feindes dienen. Gleichwol fanden wir kein anderes Merkmal irgend einer verübten Feindseligkeit unter ihnen, als einen Schild, der durch eine Lanze durchbohrt war. Wir können nicht einmal mit Zuversicht entscheiden, ob sie feig oder herzhaft sind? Zwei von ihnen widersetzten sich freilich einmal mit vieler Entschlossenheit unserer Landung, als wir uns mit zwei stark bemannten Böten ihrer Küste näherten; und die Hartnäckigkeit des Einen, der, nachdem er schon mit Schroot verwundet war, noch einmal umkehrte, um uns Trotz zu bieten, schien zu beweisen, daß sie nicht nur von Natur herzhaft, sondern auch mit den Gefahren des Krieges bekannt und ein streitbares Volk seyn müßten. Allein an allen andern Orten betrugen sie sich ungewöhnlich feig und schüchtern; denn sobald wir uns nur sehen ließen, entflohen sie in größter Eile und wagten es nicht einmal, uns

von weitem zu drohen. Dies machte uns denn geneigt, sie im Durchschnitt mehr für feig, als für herzhaft zu erklären.

So viel von den Bewohnern dieses Landes. Jetzt will ich den Faden unserer Reisegeschichte wieder aufnehmen und die ferneren Abentheuer erzählen, denen wir von hier aus entgegen gingen.

Wir steuerten nunmehr gen West-Nord-Westen. Da aber gegen Abend ein widriger Wind eintrat: so sahen wir uns genöthiget, einen Anker auszuwerfen, und die Nacht über still zu liegen. Gegen Morgen wollten wir ihn wieder lichten, um weiter zu segeln; allein wir hatten das Unglück, daß das Kabeltau riß und der Anker also auf dem Grunde des Meers zurückblieb. Ihn im Stich zu lassen, wäre ein zu großer Verlust für uns gewesen; ich ließ daher geschwind einen andern Anker auswerfen, um das Schiff festzuhalten, und wir versuchten hierauf, ob es möglich wäre, des verlornen wieder habhaft zu werden. Es glückte uns, die Stelle, wo er lag, ausfindig zu machen; und da wir hierauf anfingen die See, wie es in der Schiffersprache genannt wird, zu kehren:*) so hatten wir auch

*) Die See kehren heißt, ein langes Seil auf dem Grunde der See hinziehn, um durch Hülfe desselben

bald das Vergnügen, ihn zu fassen. Er ward hierauf wirklich bis über das Wasser heraufgewunden; aber in dem Augenblicke, da man ihn ins Schiff heben wollte, gleitete das Seil ab, und wir sahen ihn vor unsern Augen wieder in die Tiefe zurücksinken. Wir ließen indeß nicht nach, kehrten die See zum zweitenmal; hatten von neuem das Glück ihn zu fassen, und nun wurde er endlich glücklich an Bord gebracht. Sehr vergnügt über diesen Erfolg gingen wir hierauf wieder unter Segel.

Noch an dem nämlichen Tage hatten wir das Unglück, zwischen Untiefen zu gerathen, wo unser Untergang unvermeidlich gewesen seyn würde, wenn der Anker, der in der größten Geschwindigkeit gesenkt wurde, nicht augenblicklich gefaßt hätte. Rings umher waren Bänke, ge-

gen

selben einen abgerissenen Anker ꝛc. wieder zu finden und zu fassen. Zu diesem Behuf werden die beiden Enden des Seils an zwei Böte befestiget, die in einiger Entfernung einander gegen über rudern. An die Mitte des Seils hängt man zwei Kanonenkugeln oder andere Gewichte, die es auf den Boden hinabdrücken. Indem nun die Böte fortrudern, schleppen sie das Seil auf dem Grunde des Meers nach, und dieses faßt den Anker.

gen welche Wind und Fluth uns zugleich hintrieben; doch betrug glücklicher Weise an derjenigen Stelle, wo der Anker das Schiff festhielt, die Tiefe noch sechs Klafter. In einer kleinen Entfernung von da fand man nicht mehr als zwei Klafter. Unser aller Leben hing jetzt zusammt dem Schiffe an dem ausgeworfenen Anker. Hätte dieser nicht alsobald gefaßt, oder hätte er der Gewalt des Windes und der Fluth, die uns fortzureissen strebten, nachgegeben: so wären wir ohne Rettung verloren gewesen. Dies geschahe indeß nicht; und wir blieben auf der nämlichen Stelle so lange liegen, bis man die Gegend ringsumher durch Sondiren erforscht und den Gang, den das Schiff nehmen mußte, um aus diesem Labyrinth von Sandbänken herauszukommen, gefunden hatte. Wir kamen also auch diesmal nur mit einer Beängstigung davon.

Drei Tage nachher bekamen wir die südliche Küste von Neu-Guinea zu Gesicht. Allein ohngeachtet wir nicht über vier Seemeilen weit davon entfernt waren, so konnten wir es doch seiner niedrigen Oberfläche wegen, kaum unterscheiden. Es schien indeß gut mit Gehölz bewachsen zu seyn. In verschiedenen Gegenden erblickten wir Rauch, und konnten also sicher schließen, daß es dort bewohnt seyn müsse.

Eine große Schlammbank, welche zwischen uns und dem Lande ununterbrochen gegen Westen fortlief, machte es uns unmöglich, uns ihm zu nähern, so oft wir es auch versuchten und so sehr wir es auch wünschten. Nachdem wir nun solchergestalt sechs Tage lang vergeblich allhier zugebracht hatten, würden wir es endlich überdrüssig, den südlichen Passatwind, der uns nach Batavia führen sollte, noch länger ungenutzt zu lassen, um so mehr; da er der Jahrszeit nach, nicht lange mehr wehen konnte. Es wurde also beschlossen, daß wir so nahe als möglich gegen die Küste hinsteuern, sodann in der Pinasse ans Land gehen wollten; und daß das Schiff unterdeß, daß wir die Naturgüter und Bewohner desselben untersuchen würden, bis zu unserer Zurückkunft ab und zu laviren sollte.

Eine leichte Luft wehete uns um diese Zeit die lieblichsten Wohlgerüche zu, welche die Bäume, Stauden und Kräuter des Landes ausdufteten, und welche uns um so viel begieriger darnach machten. Wir näherten uns daher demselben so weit wir konnten, das ist, ohngefähr bis auf drei Seemeilen weit. Hier legten wir das Schiff bei und ich ließ die Pinasse ausheben, die ich denn in Gesellschaft der Herrn Banks und Solander

und

und neun anderer Leute bestieg. Wir waren sämmtlich wohl bewafnet; und so ruderten wir dem Strande zu.

Als wir noch gegen 600 Fuß davon entfernt waren, wurde das Wasser so seicht, daß die Pinasse nicht weiter fortkommen konnte. Wir sahen uns also genöthiget, wollten wir anders nicht unverrichteter Sache zurückkehren, diese Strecke bis nach dem Lande hin zu durchwaden. Dies wurde denn bewerkstelliget, indem wir zwei Matrosen zur Bewachung des Boots zurückließen.

Sobald wir ans Ufer traten, erblickten wir hart an der See, da wo der Sand jetzt zur Ebbezeit trocken war, menschliche Fußstapfen; folglich mußten diejenigen, von denen sie herrührten, nur ohnlängst erst hier gewesen seyn. Das Land war hier mit einem dickverwachsenen Walde bedeckt, der bis auf einen Flintenschuß weit zu unserer Landungsstelle herabreichte. Die Klugheit erfoderte daher, auf unserer Hut zu seyn, um nicht in einen Hinterhalt zu fallen und den Rückweg nach dem Boote frei zu behalten. Wir gingen daher längst der Außenseite des Waldes nach einem Hain von Kokosbäumen, der die Ufer eines kleinen Bachs beschattete, dessen Wasser wir salzig fanden. Die Bäume waren

ren nicht groß, aber mit Früchten beladen; und unter denselben stand eine Hütte oder ein Schauer mit Blättern bedeckt, wovon jedoch die meisten schon abgefallen waren. Um die Hütte her lag eine große Menge Kokosnußschaalen zerstreut, und einige derselben schienen so frisch zu seyn, als ob sie erst eben vom Stamme gekommen wären. Sehnsuchtsvoll hefteten sich unsere Augen auf die schönen Nüsse; allein da es gar nicht rathsam war, auf die Bäume hinaufzusteigen, weil wir in jedem Augenblicke einen Ueberfall zu besorgen hatten: so mußten wir unserer Begierde Einhalt thun und den Ort verlassen, ohne nur eine einzige Nuß gekostet zu haben. Wohl bekam es uns jetzt, daß wir durch Uebung gelernt hatten, unsere Begierden zu beherrschen!

Nicht weit von da fanden wir Plantanen und einen Brodfruchtbaum; der letztere trug aber dasmal nichts. Indem wir uns nun so von unserm Boote immer mehr und mehr entfernten, sprangen auf einmal drei Indianer mit einem entsetzlichen Geschrei aus dem Walde hervor und kamen auf uns zugelaufen. Der vorderste schleuderte in vollem Lauf etwas aus der Hand, das seitwärts von ihm flog und vollkommen wie Schieß-

pul-

pulver brannte, aber keinen Knall von sich gab. Die beiden andern warfen zu gleicher Zeit ihre Lanzen nach uns. Es schien nun, als wenn wir mit unserer Selbstvertheidigung keine Zeit zu verlieren hätten; es ward daher mit Schroot auf sie gefeuert. Allein das Schroot trug wahrscheinlicher Weise nicht so weit: denn ob sie gleich einen Augenblick still standen, so wichen sie doch nicht zurück, sondern warfen vielmehr einen dritten Wurfspieß nach uns. Da wir nun glaubten, daß dem Blutvergießen, welches jetzt unvermeidlich schien, am besten vorgebeugt werden könnte, wenn wir sie nicht näher kommen liessen; so ladeten wir unsere Flinten mit Kugeln und feuerten zum zweitenmal. Diesmal wurden vermuthlich ein paar von ihnen verwundet; aber hoffentlich nicht gefährlich; denn sie ergriffen augenblicklich die Flucht, und wir sahen mit Vergnügen, daß sie schnell und munter davon liefen.

So angenehm es uns gewesen wäre, die Früchte dieses Landes zu genießen, und unsere Wißbegierde mit Untersuchung der Bewohner desselben und seiner Naturgüter zu befriedigen: so wollte ich doch weder das Eine noch das Andere mit dem Blute der Eingebohrnen erkaufen. Wir mach-

machten uns daher auf den Rückweg, und eil- ten dem Boote zu. Indem wir nun längst der Küste hingingen, bemerkten wir, daß die im Boote zurückgelassenen Matrosen uns durch Win- ken zu erkennen gaben, daß mehrere Indianer zum Vorschein kämen; und ehe wir noch das Wasser erreichten, sahen wir selbst verschiedene derselben um eine Landspitze herumkommen, die indeß noch ziemlich weit von uns entfernt war. Vermuthlich mogten diese den drei Flüchtlingen begegnet seyn und schon einige Nachricht von unserer Uebermacht eingezogen haben: denn so- bald sie uns sahen, standen sie still, und schie- nen darauf zu warten, daß das Hauptcorps, welches vielleicht noch zurück seyn mogte, näher herankommen sollte. Wir unserer Seits gingen indeß ungesäumt ins Wasser und wadeten nach dem Boote; sie hingegen blieben auf ihrer Stelle ruhig stehen.

Sobald wir an Bord gekommen waren, ru- derten wir dem Orte gegen über, wo sie auf ei- nem Haufen zusammenstanden. Ihre Anzahl hatte sich jetzt bis gegen hundert vermehrt. Wir betrachteten sie vom Wasser her eine ganze Zeit- lang, und fanden sie fast von einerlei Ansehn mit den Neyseeländern. Ihre Statur war ohn-

ge-

gefähr die nämliche; auch gingen sie gleich jenen völlig unbekleidet. Nur die Farbe ihrer Haut dünkte uns etwas weniger dunkelbraun zu seyn, welches vielleicht daher rühren mogte, daß sie nicht ganz so schmutzig waren.

Während der Zeit, daß wir sie so ansahen, foderten sie uns unablässig und unter beständigem Geschrei zum Kampf heraus. Je vier oder fünf derselben brannten dabei von Zeit zu Zeit ihr Feuer ab. Was dieses eigentlich für Feuer seyn mogte, und wozu das Abbrennen dienen sollte, das konnten wir nicht ergründen. Was wir dabei unterscheiden konnten, war Folgendes: Sie hatten einen kurzen Stock, vielleicht ein hohles Rohr in der Hand; dieses schwenkten sie neben sich ein paarmal im Kreise herum; dann sahe man plötzlich Feuer und Rauch hervorkommen, beides in der Art, als wenn eine Muskete losgeschossen wird; auch war es von eben so kurzer Dauer. Vom Schiffe aus hatte diese bewundernswürdige Erscheinung ein so täuschendes Ansehn, daß dort Jedermann in der That glaubte, die Indianer hätten Feuergewehr und feuerten Pelotonweise. Nachdem wir sie eine Zeitlang betrachtet hatten, ohne uns an ihr Geschrei und Blitzen zu kehren, so feuerten wir endlich einige

Musketenschüsse über ihre Köpfe hin. Der Knall und das Rauschen der Kugeln zwischen den Bäumen thaten ihre Wirkung; sie wurden dadurch erschreckt und zogen sich zurück.

Die Waffen, welche sie nach uns geworfen hatten, waren eine Art leichter Wurfspieße. Sie bestanden aus Rohr, welches mit hartem Holze zugespitzt und mit Widerhaken reichlich versehen war. Diese warfen sie mit bewundernswürdiger Stärke; denn ohngeachtet wir 180 Fuß weit von ihnen standen, so flogen sie doch noch weiter bei uns vorüber.

Nachdem wir ans Schiff zurückgekommen waren, ließ ich das Boot einheben, und steuerte westwärts; denn ich hatte keinesweges Lust, meine Zeit an dieser Küste länger zu verlieren. Der größte Theil des Schifsvolks war über diesen Entschluß sehr vergnügt; aber zu meinem Leidwesen muß ich hinzufügen, daß Einige von den Offizieren mir jetzt sehr anlagen, ich mögte eine Parthei Mannschaft ans Land schicken, um die Kokosbäume umhauen zu lassen, damit man sich ihrer Früchte bemächtigen könnte. Allein dieses Ansinnen ward rund abgeschlagen, weil es mir ungerecht und grausam zu seyn schien. Die Eingebohrnen hatten uns ja ihre kriegerischen Gesinn-

sinnungen deutlich genug sehen lassen; und da sie es schon so übel empfanden, daß wir nur auf ihrer Küste ans Land traten: so war leicht vorherzusehn, daß sie alles würden angewandt haben, ihr Eigenthum zu schützen, wofern wir es hätten antasten wollen. Es würde also ohne viel Blutvergießen nicht abgelaufen seyn. Und da schien es mir — und ich glaube daß jeder menschlichgesinnter Leser mir darinnen beistimmen werde — daß es sehr grausam und strafbar gewesen wäre, das Leben oder die Gesundheit vieler Menschen in Gefahr zu setzen, um einige hundert Kokosnüsse zu erhalten, die uns höchstens nur ein vorübergehendes Vergnügen gemacht hätten. Diese wichtigen Gründe behielten denn auch das Uebergewicht bei mir, und wir setzten unsere Reise fort, ohne die mindeste Erquickung von diesem Lande erhalten zu haben.

29.

Fahrt von Neu-Guinea nach der Insel Savu. Nachricht von unserm Aufenthalt daselbst.

Vom dritten September, da wir wieder unter Segel gingen, bis zum 17ten fiel nichts Erhebliches vor, welches hier erzählt zu werden verdiente. Es kamen uns zwar verschiedene theils schon bekannte, theils unbekannte Inseln zu Gesicht; aber da ich bei keiner derselben zu verweilen für rathsam fand: so werden meine Leser es vermuthlich gern sehen, daß ich das in jeder Betrachtung Unbedeutende, was wir etwa von fern darauf bemerken konnten, übergehe und sie ohne Aufenthalt zu interessantern Auftritten führe.

Es war an dem letztgenannten Tage, als wir wider unsere Erwartung noch eine Insel erblickten, die wir anfangs für eine neue Entdeckung hielten, von der es sich aber nachher fand, daß es die schon bekannte Insel Savu war. Wir sahen, indem wir uns ihr näherten, Häuser und Kokosbäume, und zu unserer angenehmsten Ueberraschung ganze Heerden Schaafe auf der Weide. Welche Versuchung für Leute in unsern

Umständen, die nun schon so lange aller frischen Nahrungsmittel hatten entbehren müssen! Da wir nun überdem viele Kranke an Bord hatten: so ward beschlossen, hier vor Anker zu gehn, und zu versuchen, ob man von den Eingebohrnen etwas würde erhalten können. Die Pinasse ward also ausgehoben, und der zweite Lieutenant, Hr. Gore, abgeschickt, um sich nach einer bequemen Landungsstelle umzusehen.

Als er fortgerudert war, erblickten wir vom Schiffe aus zwei Männer zu Pferde, welche spazieren zu reiten schienen und oft still hielten, um das Schiff zu betrachten. Aus diesem Umstande schlossen wir, daß wir bei einem Lande wären, worauf Europäer sich niedergelassen hätten. Hr. Gore landete unterdeß in einer kleinen Bucht, wo am Gestade einige Wohnungen standen. Wir bemerkten, daß ihm acht bis zehn von den Eingebohrnen entgegen kamen, welche an Gestalt und Kleidung den Malaien ähnlich waren. Sie hatten keine andere Waffen bei sich, als Messer, welche dieses Volk im Gürtel zu tragen pflegt. Sie luden Herrn Gore ein, ans Land zu kommen, und unterredeten sich durch Zeichen mit ihm: allein keine von den beiden Partheien konnte recht verstehen, was die andere meinte.

Herr Gore kehrte mit der unangenehmen Nachricht zu uns zurück, daß er keinen Ankerplatz für das Schiff gefunden habe. Demohngeachtet schickte ich ihn zum zweitenmal nach der nämlichen Gegend hin, und gab ihm Geld und Waaren mit, um, wo möglich, einige Erfrischungen, wenigstens für die Kranken, einzutauschen. Herr Solander begleitete ihn. Unterdeß lavirte ich mit dem Schiffe ab und zu; und wir bemerkten, bevor noch das Boot den Strand erreicht hatte, zwei andere Reuter, wovon der Eine einen blauen Rock, eine weiße Weste und einen Tressenhut trug, also ganz nach europäischer Art gekleidet war. Diese schienen auf das Boot, welches unterdeß landete, gar nicht zu achten, sondern trabten umher, und hatten dem Ansehn nach ihre Aufmerksamkeit nur auf das Schiff geheftet. Unsere Leute stiegen nunmehr ans Land, und wir sahen, daß etliche andere Reuter und eine große Menge Fußgänger sich um sie her versammleten. Bald nachher bemerkten wir, daß sie Kokosnüsse nach dem Boote trugen; ein Anblick, der uns überaus angenehm war, weil wir daraus schließen konnten, daß ein friedlicher und freundschaftlicher Verkehr unter ihnen Statt finde.

Nachdem unsere Leute ohngefähr anderthalb Stunden am Lande gewesen waren, gaben sie uns ein Zeichen, daß nach einer gewissen Richtung hin, die sie andeuteten, eine Bai befindlich wäre, worin das Schiff ankern könnte. Wir steuerten also gleich derselben zu; das Boot folgte uns nach, und kam bald darauf an Bord.

Der Lieutenant berichtete: er habe einige von den vornehmsten des Landes gesehen, die in feine Leinewand gekleidet gingen und goldene Ketten um den Hals trügen. Er sagte: er habe nichts einhandeln können, weil der Mann, dem die Kokosbäume gehörten, nicht zu Hause gewesen wäre; indeß habe man ihm ohngefähr zwei Dutzend, als ein Geschenk, ins Boot geschickt, und sich's gefallen lassen, etwas Leinewand dafür anzunehmen. Er erzählte ferner, wie die Leute es angefangen hätten, um ihm auf die Erkundigung nach einem Hafen Nachricht zu geben; sie hätten nämlich zu diesem Behufe eine Landkarte in den Sand gezeichnet, und sowol den Hafen, als auch eine dabei liegende Stadt, zwar ziemlich unförmlich, aber doch verständlich angedeutet. Auch gaben sie ihm dabei zu verstehen, daß es dort bei der Stadt Schaafe, Schweine, Geflügel und Früchte in gro-

großer Menge gäbe. Sie hatten dabei das Wort Portugisen wiederholentlich ausgesprochen; woraus wir schlossen, daß es hier irgend wo eine portugisische Niederlassung geben müsse.

Abends um sieben Uhr erreichten wir die uns bezeichnete Bai, und legten uns darin vor Anker. Wir erblickten auch wirklich am Strande derselben ein großes indianisches Dorf, und steckten deswegen eine kleine Flagge auf, um die Bewohner desselben zu begrüßen. Es währte hierauf nicht lange, so wurden in dem Dorfe oder, wenn man will, in der Stadt gleichfalls Flaggen aufgesteckt, und zwar zu unserer großen Verwunderung holländische.

Bei Anbruch des folgenden Tages sahen wir eben dergleichen Flaggen auf dem Strande, dem Schiffe gegen über, aufgesteckt. Da ich hieraus schließen mußte, daß die Holländer hier einen Pflanzort hätten: so schickte ich einen Officier ans Land, um dem Statthalter, oder wer sonst die Hauptperson des Orts seyn mögte, die Aufwartung zu machen, und ihm zu melden, wer wir wären, und was wir hier suchten. Dieser fand an dem Orte, wo er landete, eine Wache von 20 bis 30 mit Musketen bewafneten Indianern, die ihn in Empfang nahmen und nach

der

der Stadt führten. Sobald sie daselbst anlangten, wurde er dem Raja oder König der Insel vorgestellt, dem er, vermittelst eines portugisischen Dollmetschers, den erforderlichen Bericht abstattete. Der Raja erwiederte, daß er bereit wäre, uns mit allem, was wir nöthig hätten, zu versorgen; weil er aber mit der holländischen ostindischen Compagnie im Bündniß stünde: so dürfte er mit keinem andern Volke Handlung treiben, bevor er nicht von gedachter Compagnie die Erlaubniß dazu erlangt habe; und um diese Erlaubniß wollte er sich bei einem in Dienst der Compagnie stehenden Holländer, welches der einzige weiße Mann auf der Insel wäre, sogleich bewerben.

An diesen Mann, der in einer gewissen Entfernung von der Stadt wohnte, fertigte man denn sofort einen Brief ab, worin ihm unsere Ankunft und unser Verlangen gemeldet wurden. An mich schickte der Officier gleichfalls einen Boten ab, um mir von dem bisherigen Verlauf der Sache Nachricht zu geben. Es verflossen hierauf einige Stunden, worauf der holländische Resident selbst erschien, um die Antwort auf den an ihm abgelassenen Brief mündlich zu ertheilen; und man erfuhr nunmehr, daß er ein

gebohrner Sachse war und Johann Christoph Lange hieß. Es fand sich auch, daß er die nämliche Person war, die wir bei unserer Ankunft in europäischer Kleidung hatten reiten sehen. Er betrug sich gegen unsern Officier, den Herrn Gore, sehr höflich, und gab ihm die Versicherung, daß es uns völlig frei stehen sollte, alles einzukaufen, was wir nur wollten oder nöthig hätten. Er bezeugte hierauf Lust an Bord zu kommen und sowol der Raja als auch verschiedene von seinem Hofstaate äußerten das nämliche Verlangen. Herr Gore war sogleich bereit, ihnen zu willfahren; und da man ihm den Wunsch zu erkennen gab, daß zwei von unsern Leuten unterdeß als Geisseln am Lande zurückgelassen werden mögten: so ward ihnen auch dieses ohne Bedenken zugestanden.

Um zwei Uhr langten sie allerseits beim Schiffe an; und ich ließ, um ihnen eine Ehre zu erweisen, die Seesoldaten auf dem Verdeck unters Gewehr treten. Da unsere Mittagsmahlzeit eben fertig war: so ließen sie sichs gefallen, mit uns zu speisen. Der König allein schien etwas betreten zu seyn, als ob er nicht recht wüßte, woran er wäre; endlich sagte er mit einiger Verwirrung: er könne es kaum glauben,

daß

daß wir ihm erlauben wollten, sich zu uns hinzusetzen, da wir doch weiße Männer, und er von einer andern Farbe wäre. Man kann hieraus schließen, an was für einen Grad europäischen Uebermuths man diejenigen Bewohner dieses Welttheils, welche von Europäern abhängig geworden sind, nach und nach gewöhnt haben müsse! Wir benahmen ihm diese Besorgniß auf eine verbindliche Weise, und nun setzten wir uns insgesammt sehr aufgeräumt und auf eine vertrauliche Weise zu Tische. Zum Glück durften wir nicht um Dollmetscher verlegen seyn, weil zwei meiner Herrn Mitreisenden holländisch genug verstanden, um mit Herrn Langen ein Gespräch zu unterhalten; und verschiedene unserer Matrosen konnten mit denjenigen sprechen, welche Portugisisch redeten.

Unsere Mahlzeit bestand gerade aus Hammelfleisch, und der Raja nahm daher Gelegenheit, sich ein englisches Schaaf auszubitten. Nun hatten wir zwar nur noch Eins übrig; aber auch dieses Eine wurde ihm zugestanden. Diese unsere gutherzige Bereitwilligkeit flößte ihm ferneres Zutrauen ein, und er gab nun zu verstehn, daß ihm ein englischer Hund sehr angenehm seyn würde. Herr Banks war so höflich,

ihm sein Windspiel zu überlassen. Nun kam die Reihe an Herrn Langen. Er betheuerte, daß ein Fernglas ein sehr schätzbares Ding sey, und daß er gar sehr wünschte, eins zu haben. Auch dieser Wunsch ward sogleich befriediget.

Jetzt fingen unsere Gäste an zu erzählen, was für einen Ueberfluß an Büffelochsen, Schweinen, Schaafen und Federvieh es auf der Insel gäbe, und daß gleich Morgen am Tage alles dieses in Menge an den Strand herabgetrieben werden sollte. Dies machte uns allen das Herz recht groß, und vor Freuden ließen wir das Glas fast öfter herumgehn, als weder der Indianer noch der Sachse ertragen konnten. Sie waren indeß selbst so vernünftig, an den Abschied zu denken, bevor sie noch ganz betrunken waren. Bei ihrem Weggehn ließ ich die Schifsmannschaft abermals paradiren; und weil der Raja ein Verlangen äußerte, etwas von unsern Kriegesübungen zu sehn: so that ich ihm den Gefallen, sie sämmtlich dreimal feuern zu lassen. Er sahe dabei sehr aufmerksam zu, und wunderte sich ungemein über die Schnelligkeit und Regelmäßigkeit, womit alles von statten ging, besonders darüber, daß sie den Hahn so schnell und alle zugleich spannen konnten. Das

er-

erstemal, da sie dieses Tempo machten, war er ganz erstaunt, schlug mit einem Stock, den er in der Hand hatte, an die Seite des Schifs und schrie überlaut. Als nun auch diese Feierlichkeit vorbei war, entließen wir sie reichlich beschenkt, und begrüßten sie beim Wegfahren mit neun Kanoneuschüssen. Sie von ihrer Seite dankten uns mit einem dreimaligen Freudengeschrei. Die Herrn Banks und Solander fuhren mit ihnen nach der Stadt.

Dieser Ort ist in Ansehung der Anzahl von Häusern, woraus er besteht, beträchtlich genug: aber diese Häuser bestehen durchgängig nur aus einem Dache, das über einem mit Brettern belegten Boden auf Pfosten ruht, die ohngefähr vier Fuß hoch sind. Man bewirthete unsere Herrn Reisenden mit Palmwein, der hier gewonnen wird. Dieses Getränk ist aber nichts als der süße ungegohrne Saft, der aus dem Palmbäumen treufelt; und schmeckt nicht unangenehm. Gegen Abend kehrten die Unsrigen wieder an Bord zurück.

Am folgenden Morgen ging ich selbst, in Begleitung verschiedener meiner Herrn Reisegefährten ans Land, um dem Könige meinen Gegenbesuch abzustatten; eigentlich aber, um die Büf-

fel-

kelochsen, Schaafe u. s. w. einzuhandeln, die, wie man uns gestern versprochen hatte, heute in Menge an den Strand herabgetrieben werden sollten. Allein wir fanden zu unserm großen Misvergnügen, daß man noch gar keine Anstalt dazu gemacht hatte. Wir gingen also nach dem Versammlungs- oder Stadthause, welches, nebst zwei oder drei andern, von der holländischen ostindischen Compagnie allhier erbaut worden ist. Diese Häuser unterscheiden sich bloß durch zwei krumme Stücken Holz, die wie ein paar Kuhhörner aussehen und an beiden Enden des Dachgiebels angebracht sind, so daß sie darüber hinausragen. Der junge Leser wird wol schon etwas Aehnliches an den mit Stroh gedeckten Bauerhütten in Deutschlend gesehn haben.

In diesem Versammlungshause trafen wir sowol Herrn Lange als auch den Raja an, der eben eine Menge von seinen vornehmsten Hofleuten um sich hatte. Wir eröffneten ihnen nun, daß wir mancherlei Waaren in unserm Boote mitgebracht hätten, und nun bäten, daß es uns erlaubt seyn mögte, sie ans Land zu bringen, und sie gegen Lebensmittel zu vertauschen. Das erste wurde sogleich bewilliget; und wir fingen nun an, wegen des Preises in Unterhand-

lung

lung zu treten, den wir für verschiedene Hauptartikel, als Büffelochsen, Schaafe, Schweine u. s. w. in Gelde erlegen sollten. Allein sobald wir die Rede auf diesen Punct lenkten, machte sich Herr Lange fort, und sagte beim Abschiednehmen, daß wir uns darüber mit den Eingebohrnen vergleichen müßten; er habe, fügte er hinzu, einen Brief von dem holländischen Statthalter auf der Insel **Timor** erhalten, dessen Inhalt er uns bei seiner Rückkunft mittheilen wollte.

Der Mittag nahete unterdeß heran; wir fühlten Hunger und waren gar nicht geneigt, zu den gedörrten, gesalzenen und verdorbenen Speisen, die wir an Bord hatten, zurückzukehren, da wir hier lauter frische Lebensmittel, die uns eben so viel Leckerbissen dünkten, vor Augen hatten. Wir baten daher den König um Erlaubniß, ein kleines Schwein und etwas Reis kaufen und beides durch Dero Unterthanen zu bereiten lassen zu dürfen. Auf diese Bitte erwiederten Se. Majestät überaus gnädig, daß, wenn wir Speisen genießen könnten, die von seinen Unterthanen wären zubereitet worden — welches er doch kaum vermuthen dürfe — er selbst sich die Ehre geben wolle, uns zu bewirthen. Dies ward mit Dank angenommen und sogleich ein Bote nach

dem

dem Schiffe abgefertiget, um einige Flaschen Wein dazu zu holen.

Um fünf Uhr war die Mahlzeit fertig. Sie wurde in 36 kleinen Schüsseln oder vielmehr Körbchen aufgetragen, in denen wechselsweise Reis und Schweinefleisch; aber jedes besonders zugerichtet war. Noch wurden drei große irdene Suppenschaalen voll klarer Schweinefleischbrühe aufgesetzt. Dies alles wurde auf den Fußboden hingestellt, und rings umher breitete man Matten aus, auf welchen wir sitzen oder vielmehr liegen sollten. Vorher aber mußten wir die Hände waschen, und wurden deshalb zu einem Loche auf dem Flur geführt, wo einer der Eingebohrnen aus einem Gefäße, das aus den Blättern des Fächerpalmbaums gemacht war, uns das Wasser aufgoß. Wir setzten uns hierauf um die Gerichte her und warteten des Königs. Allein er blieb aus; und auf die Frage: warum dies geschehe? erhielten wir die Antwort, daß der Landesgebrauch demjenigen, der ein Gastmahl gebe, nicht erlaube, sich zu seinen Gästen hinzusetzen; wenn wir aber befürchteten, daß die Speisen vergiftet seyn mögten, so wolle er kommen, um sie erst zu kosten. Wir betheuerten augenblicklich, daß wir weit entfernt wären,

ſe etwas zu beſorgen, und baten zugleich, daß man unſerntwegen ja nicht von den eingeführten Gebräuchen abgehen mögte.

In Ermangelung des König speisete sein erſter Miniſter und Herr Lange mit uns, und wir ließen es uns über die Maaßen wohl ſchmecken. Sowol das Schweinefleiſch, als auch der Reis, waren vortreflich; auch die Brühe war keinesweges zu verachten. Die Löffel, die man uns dazu gab, waren aus Blättern verfertiget; aber ſo klein, daß wenige unter uns die Geduld hatten, ſich derſelben zu bedienen. Nach geendigter Mahlzeit ging der Pokal fleiſſig herum; aber unſer königlicher Wirth wollte auch hieran keinen Antheil nehmen. Denn, ſagte er, bei einem Gaſtmal darf der Hauswirth ja nie trunken ſeyn; und um dieſes zu vermeiden, giebt es kein beſſeres Mittel, als daß man die berauſchenden Getränke gar nicht koſte. Eine ſolche Mäßigung und Klugheit bei einem halbwilden Potentaten zu finden, ſetzte uns in keine geringe Verwunderung.

Sobald das Trinken angegangen war, hatten wir den Ort verändert, um den Matroſen und Bedienten Platz zu machen, für welche die Ueberbleibſel der Mahlzeit beſtimmt waren. Dieſe

 nah=

nahmen daher unsere Sitze ein; allein das Gastmahl war so reichlich eingerichtet gewesen, daß auch sie das, was davon noch übrig war, nicht aufzuzehren vermogten. Man nöthigte sie aber, die Reste mitzunehmen.

Wir Andern saßen unterdeß noch immer beim Glase, und zwar — ich muß es nur gestehen — nicht ohne Absicht. Der Wein erfreut des Menschen Herz und pflegt es gutwilliger zu machen. Ich hofte daher durch Hülfe desselben eine Sache zu Stande zu bringen, die mir natürlicher Weise sehr am Herzen liegen mußte; und lenkte also, sobald ich glaubte, daß der rechte Augenblick dazu gekommen wäre, das Gespräch allmählich auf die Schaafe und Büffelochsen, deren diese ganze Zeit über mit keiner Silbe mehr war gedacht worden. Allein meine Politik schlug fehl. Unser sächsischer Holländer wurde auf einmal kühl, und fing an uns den Inhalt des Briefes mitzutheilen, den er, seinem Vorgeben nach, von dem Statthalter auf der Insel Timor erhalten haben wollte. Dieser lief denn darauf hinaus, daß man uns nicht gestatten sollte, länger, als die höchste Nothwendigkeit es erfoderte, bei dieser Insel zu bleiben, und daß man uns abhalten sollte, irgend Einem von den Einge-

gebohrnen eine Sache von größerem Werth, als etwa Glaskorallen und andere dergleichen Kleinigkeiten zu schenken. — Wir waren alle der Meinung, daß dieser Brief eine bloße Erdichtung sey, die keine andere Absicht habe, als uns in die Nothwendigkeit zu setzen, den Herrn Residenten mit Geld zu bestechen, damit er's nicht so genau nehmen, sondern ein wenig durch die Finger sehen mögte.

Während dieser Verhandlung, die uns nicht wenig Verdruß machte, wurde mir vom Marktplatze her gemeldet, daß weder Büffelochsen noch Schweine, sondern nur einige wenige Schaafe hinabgebracht, aber auch wieder fortgetrieben wären, ehe diejenigen von unsern Leuten, welche an Bord geeilt waren, um Geld zu holen, wieder hatten zurück kommen können. Nur einige Stück Federvieh und einen guten Vorrath eines gewissen Sirups, der aus dem Palmbaumsafte gemacht wird, hatte man einzukaufen Gelegenheit gehabt.

Wir drangen nunmehr bei Herrn Lange auf eine Erklärung: warum man uns so große Hoffnungen gemacht habe, und nun gleichwol nichts davon erfüllte? Und seine diesmalige Ausrede war: wenn wir selber auf den Marktplatz ge-

gangen wären, so hätten wir kaufen können, was uns nur beliebt hätte; von unsern Leuten scheueten sich die Eingebohrnen Geld zu nehmen, aus Besorgniß, daß man ihnen falsche Münze aufhängen mögte. So albern diese Ausflucht auch zu seyn schien, so wollte ich doch auf meiner Seite es an nichts ermangeln lassen, um zu meinem Zwecke zu gelangen; ich stand daher augenblicklich auf und verfügte mich nach dem Strande. Aber da waren weder Hornvieh noch Schaafe zu sehen; ja es war nicht einmal Vieh in der Nähe, das zu Markt hätte gebracht werden können. Indeß hatte der Raja uns heute eine Versicherung gegeben, die etwas wahrscheinlicher klang; er sagte nämlich: daß die Verzögerung bloß daher rühre, weil die Büffelochsen weit Land einwärts getrieben wären, und nicht sogleich hätten wieder herbeigeführt werden können; morgen würden sie ohnfehlbar eintreffen.

Wir hoften also auf morgen; und sobald der Tag wieder angebrochen war, verfügten wir uns abermals ans Land. Doctor Solander ging nach der Stadt, um mit Herrn Lange zu reden; ich aber blieb am Strande, um zu sehen, was man heute zu Markt bringen würde. Ich fand hier einen alten Indianer, der in einigem

An-

Ansehn beim Volke zu stehen schien, und den wir deswegen scherzweise den Premier Minister des Königs zu nennen pflegten. Diesen Mann wünschte ich mir zum Freunde zu machen, und schenkte ihm daher ein Fernglas. Bald darnach wurde ein einziger kleiner Büffelochs zu Markt gebracht; und ich fragte: was er kosten sollte? Die Antwort war: fünf Guineen! Dies war zweimal so viel, als das Thier werth war. Um indeß den Handel zu eröfnen, bot ich drei Guineen dafür. Dem Manne, der ihn feil bot, schien dies, wie man wol an seiner Miene sehen konnte, gut bezahlt zu seyn; er sagte aber dennoch, daß er, bevor er den Handel schließen dürfte, erst einen Boten an den Raja abfertigen müßte. Dies geschahe; und der Bote kam mit der Antwort zurück: daß das Thier nicht wohlfeiler, als für fünf Guineen verkauft werden sollte.

Mein Verdruß hierüber sollte noch vergrößert werden; denn als ich meine Augen auf eine Menge Indianer richtete, welche ich von der Stadt herkommen sahe: erblickte ich zu meinem großen Erstaunen unsern Doctor Solander, der gleich einem Gefangenen von mehr als hundert Mann begleitet wurde, die insgesammt theils

mit Musketen, theils mit Lanzen bewafnet waren. Ich erkundigte mich sogleich nach der Ursache dieses befremdenden Aufzuges, und erhielt vom D. Solander folgende Nachricht: Lange habe ihm eine Erklärung des Königs verdollmetscht, die dahin lautete: „die Leute wollten nicht mit uns handeln, weil wir ihnen nicht mehr als die Hälfte des Werths für ihre Waaren böten; und man werde uns überhaupt nicht länger als heute noch erlauben, Handlung zu treiben, wir möchten nachher auch noch so viel geben wollen.“ An der Spitze des indianischen Corps stand ein Mann, der zu Timor von portugisischen Eltern gebohren und eine Art von Amtsbruder des holländischen Factors war. Dieser wiederholte, was Herr Solander mir so eben gemeldet hatte.

Wir waren alle überzeugt, daß diese neue Maaßregel ein neuer Kunstgriff des saubern Hrn. Lange sey, um Geld von uns zu erpressen. Indem wir aber noch ziemlich unentschlossen da standen, und noch nicht recht wußten, wie wir uns dabei benehmen sollten, glaubte der Portugise seine Absicht desto geschwinder zu erreichen und uns um so viel bestürzter zu machen, wenn er Ernst zu brauchen schiene. Er fing also an,

die

die Leute, welche Geflügel und Sirup zum Verkauf herabgebracht hatten und andere, die eben mit Büffelochsen und Schaafen anlangten, zurück und wirklich fort zu treiben. Ich warf in diesem Augenblick meine Augen auf den alten Mann, dem ich das Fernglas geschenkt hatte; und da ich in seinem Gesichte deutliche Spuren von Unzufriedenheit über das, was vorging, zu bemerken glaubte: so nahm ich ihn bei der Hand, und schenkte ihm einen alten Soldatendegen. Dies half uns auf einmal aus aller Verlegenheit. Entzückt über den ihm geschenkten Degen, schwenkte er denselben, vor Freude gleichsam außer sich, dem geschäftigen Portugisen ein paarmal über den Kopf hin und her, und brachte ihn dadurch außer aller Fassung. Er befahl hierauf ihm und den übrigen Anführern der Parthei, sich hinter ihm auf die Erde zu setzen; und der Portugise schmiegte sich nun vor ihm, wie der Fuchs vor dem Löwen, ohne es zu wagen, ihm die geringste Gegenvorstellung zu machen. Die Eingebohrnen, welche uns von Anfang an nichts weniger als abgeneigt gewesen waren, machten sich nun augenblicklich den Vortheil zu Nutze, den der alte Premier-Minister ihnen verschaft hatte; und der Marktplatz war auf einmal angefüllt. Wir kauften nunmehr, da der Handel

frei war, die mehrsten Büffelochsen, ein Stück wie das andere, für eine Flinte, und um diesen Preis hätten wir zuletzt eine ganze Schifsladung einhandeln können. Was doch ein alter Soldatendegen, zu rechter Zeit geschenkt, nicht alles auszurichten vermag!

Die Erfrischungen, die wir hier einnahmen, bestanden in neun Büffelochsen, sechs Schaafen, drei Schweinen, dreißig Dutzend Stücken Federvieh, einigen wenigen Limonien und Kokosnüssen, einer Menge Eier, (die aber zur Hälfte verdorben waren) etwas Knoblauch und viel hundert Gallons *) Palmsirup.

30.

Beschreibung der Insel, ihrer Naturgüter und Einwohner.

Diese Insel, welche bisher nur wenig bekannt war, ist von Osten nach Westen ohngefähr acht Seemeilen lang; wie breit sie seyn mag, kann ich nicht angeben, weil ich nur ihre Nordseite ge-

*) Ein englisches Maaß, das vier Kannen enthält.

gesehn habe. Die Seeküste ist niedrig; allein gegen die Mitte der Insel hin sieht man ansehnliche Gebürge hervorragen. Es war zur Zeit unsers Hierseyns gerade gegen das Ende der dürren Jahrszeit, und es hatte schon seit sieben Monaten nicht geregnet: dennoch kann man sich nichts anmuthigeres und reizenderes einbilden, als die Aussicht auf dies Land, vom Schiffe her, war. Die Ebene am Strande war mit Kokosbäumen und einer Art von Palmen, Areka genannt, bedeckt; weiter hin erhoben sich allmälig Berge, die bis an den Gipfel mit Fächerpalmbäumen dicht bewachsen waren. In einer frischen Jahrszeit, wo das Erdreich überall, selbst die kleinsten Fleckchen zwischen den Bäumen mit mannigfaltigem Grün, z. B. mit indianischem Korn, Hirse, Indigo u. s. w. bekleidet sind, muß die Anmuth dieses Landes unbeschreiblich groß seyn.

Außer den genannten Gewächsen bringt diese Insel auch Reis, Wassermelonen, Zuckerrohr, Selleri, Majoran, Fenchel und Knoblauch, und für den Luxus Betel, Arekanüsse, Tabak, Baumwolle, Indigo und etwas weniges Zimmet hervor. Einige andere Früchte, die ich meinen Lesern doch nicht deutlich genug beschreiben könnte, übergehe ich.

Zu

Zu den zahmen Thieren, die man hier in Menge zieht, gehören: Büffelochsen, Schaafe, Ziegen, Schweine, Federvieh, Pferde, Hunde und Katzen. Die Büffel sind von unserm europäischen Hornvieh in vieler Absicht sehr verschieden. Sie haben z. B. viel größere Ohren; ihre Haut ist fast kahl; die Hörner sind gegen einander einwärts und beide, gleich von der Wurzel aus, rückwärts gebogen; auch haben sie am Halse keine Wammen. Verschiedene derselben, die wir sahen, gaben an Größe einem groß gewachsenen europäischen Ochsen nichts nach; es muß aber auch noch größere darunter geben: denn Herr Banks sahe ein paar Hörner, die an den Spitzen fast vier Fuß weit aus einander standen. Uebrigens fanden wir sie, vermuthlich der langen Dürre wegen, außerordentlich mager.

Die hiesigen Pferde sind zwar nur klein, aber doch muthig und hurtig, besonders im Trabe, welches ihr gewöhnlicher Gang ist. Die Eingebohrnen pflegen sie ohne Sattel zu reiten, und nur einen Strick statt des Zügels zu gebrauchen. Die Schaafe tragen, statt der Wolle, Haare, haben sehr lange Ohren, die ihnen unter den Hörnern herabhängen, und ihre Nase ist gewölbt. So gestaltet sehen sie eher den Ziegen,

als

als den europäischen Schaafen ähnlich. Das Fleisch davon war nicht nur gleichfalls mager, sondern auch so schlecht von Geschmack, als wir je etwas gegessen hatten. Die Schweine waren desto fetter, ohngeachtet sie, wie man uns sagte, größtentheils nur mit den äußern Reishülsen gefuttert werden. Das Geflügel besteht größtentheils aus Federwildpret; es ist groß, legt aber nur kleine Eier.

Von den Fischen, welche die See allhier giebt, wissen wir nicht viel zu sagen. Bisweilen findet man Schildkröten an der Küste, die hier, wie überall, für große Leckerbissen gelten.

Die Eingebohrnen sind überhaupt eher klein, als groß; besonders gilt dies von den Weibern, die ungewöhnlich klein, aber untersetzt sind. Ihre natürliche Farbe ist dunkelbraun; ihr Haar durchgehends schwarz und schlicht. Die Männer sind überhaupt wohlgebildet, stark und thätig; und in ihren Gesichtszügen herrscht eine große Verschiedenheit: die Frauenspersonen hingegen sahen sich unter einander fast alle ähnlich. Woher dies wol rühren mag? — Vermuthlich daher, weil in den Geschäften und der ganzen Lebensart der Männer, also auch in ihren Empfindungen eine größere Mannigfaltigkeit, bei

den Weibern hingegen in allen diesen Stücken eine größere Einförmigkeit herrscht. Die Seele trägt nämlich, wie wir wissen, durch die Empfindungsarten, die ihr gewöhnlich sind, sehr viel zur Bildung der Gesichtszüge ihres Körpers bei. —

Die Männer tragen das Haar, vermittelst eines Kammes, auf dem Wirbel des Kopfs festgesteckt. Die Weiber binden es in einen kurzen dicken Busch hinten zusammen, und diese Mode steht ihnen sehr übel. Die erstern pflegen das Barthaar auszuraufen. Zu diesem Ende tragen die Vornehmen allezeit eine kleine silberne Zange bei sich, die ihnen an einer Schnur vom Halse herabhängt. Einige lassen indeß etwas weniges unter der Nase als einen kleinen Stutzbart stehn, den sie aber nie lang wachsen lassen.

Beide Geschlechter kleiden sich in Kattun, der durchgehends blau von Farbe ist. Diesen verfertigen sie selber; und zwei Stücke, deren jedes ohngefähr sechs Fuß lang und über vier Fuß breit ist, reichen zu einer vollständigen Kleidung hin. Das eine davon tragen sie um die Hüften gewickelt, das andere zur Bedeckung des Oberleibes. Arme, Beine und Füße bleiben allezeit unbedeckt. Der Unterschied zwischen der Klei-

dung

bung der beiden Geschlechter besteht vornehmlich in der Art das Unterkleid zu tragen. Denn anstatt, daß die Mannspersonen den untern Saum dieses Stücks zwischen den Beinen durch fest anziehen und den obern Saum schlaf lassen, um sich desselben statt einer Tasche zu bedienen, ziehen die Weiber im Gegentheil den obern Saum fest an, und lassen den untern, gleich einem Weiberrocke, bis an die Knie hinabfallen. Noch unterscheiden sich beide Geschlechter dadurch, daß die Weiber allezeit mit entblößtem Haupte gehn, die Männer hingegen sich eine Art von geflochtenem Zierrath um die Köpfe winden, wozu sie gemeiniglich den feinsten Zeug nehmen, welcher nur zu bekommen ist. Wir sahen Einige, welche seidene Schnupftücher, Andere, welche feinen Kattun oder Musselin dazu gebrauchten. Dies wird denn in Form eines kleinen Turbans um den Kopf gewickelt.

Auch dieses Volk bezeuget, daß die Neigung zum Putz, so wie die Quelle derselben, die Eitelkeit, sich überall verbreitet hat: denn auch sie haben eine Menge von mannigfaltigen Zierrathen. Einige der Vornehmen trugen eine goldene Kette um den Hals; die aber im Grunde nichts als ein metallener Drath und nur mit

Gold

Gold eingelegt, folglich leicht und von geringem Werthe war. Andere trugen Ringe, die aber so abgenutzt waren, daß sie von dem Urgroßvater auf den Urenkel fortgeerbt zu seyn schienen. Noch pflegen sie sich mit einem aus Glaskorallen verfertigten Geschmeide, bald in Form einer Halsschnur, bald zu Armbändern eingerichtet, zu putzen. Diesen Staat haben beide Geschlechter mit einander gemein; aber die Weiber zeichnen sich dabei noch durch einen Leibgürtel von dergleichen aufgereihten Glaskorallen aus. Beide Geschlechter haben Löcher in den Ohren, aber es kam uns während unsers hiesigen Aufenthalts auch nicht ein einziges Beispiel vor, daß sie Ohrengehänge tragen. Nur der Raja und sein Minister unterschieden sich von allen Uebrigen durch eine eigene Tracht, die eine Art von Schlafrock war. Einige Männer trugen auch zwei Zoll breite und über einen Zoll dicke elfenbeinerne Ringe am Oberarm; und diese dadurch ausgezeichneten Personen waren theils Söhne des Raja's, theils Oberhäupter.

Es ist merkwürdig, daß auch hier, wie bei allen wilden Völkerschaften die Mode herrscht, die Haut durch unaustilgbare Figuren zu bezeichnen. Unter den Männern war fast keiner der

nicht

nicht seinen Nahmen in schwarzen Zügen auf dem Arme trug, und den Frauenspersonen war eine ähnliche Verzierung von schwarzen Linien, die ein Viereck bildeten, eingebrannt. Woher es komme, daß dieser Gebrauch unter den Wilden in allen Theilen der Welt gefunden wird, verdiente wol einmal eine eigene Untersuchung.

Ihrer Häuser, welche nur aus einer auf Pfosten ruhenden Verdachung bestehn, ist schon oben erwähnt worden. Die Größe derselben ist dem Range und dem Vermögen ihres Eigenthümers angemessen. Einige sind daher nur 20, andere bis gegen 400 Fuß lang. Der innere Raum eines solchen Gebäudes ist gemeiniglich der Länge nach in drei gleiche Theile abgetheilt. Der mittlere Theil ist gewöhnlich mit einer vierfachen Scheidewand eingeschlossen; die beiden übrigen Räume sind offen, so daß Licht und Luft frei hineindringen können. Das mit Wänden eingeschlossene Zimmer schien für die Frauenspersonen bestimmt zu seyn.

Alle obgenannten zahmen Thiere, welche hier gezogen werden — Pferde, Katzen und Hunde — dienen den Eingebohrnen zur Speise. Dem Pferdefleisch ziehen sie bloß das vom Schweine, die Hunde und Katzen hingegen den Schaa-

fen und Ziegen vor. Fische scheinen hier nur von den Aermern gegessen zu werden.

Unter allen eßbaren Pflanzen und Früchten des Landes ist ihnen der Fächerpalmbaum bei weitem der wichtigste: denn zu gewissen Zeiten muß dieser die Stelle aller andern Nahrungsmittel für Menschen und Vieh ersetzen. Sie ziehen zuvörderst eine Art Wein aus demselben, Toddi genannt, indem sie die Knospen der Blüthe abschneiden und den alsdann austreufelnden Saft auffangen. Dieser Saft ist auf der ganzen Insel das gewöhnliche Getränk. So viel aber auch dazu gehören mag, so bleibt ihnen doch noch immer ein beträchtlicher Vorrath übrig, aus dem sie einen Sirup und eine Art groben Zuckers durch Einkochen verfertigen. Der Sirup wurde nicht nur wohlschmeckend, sondern auch für die Gesundheit zuträglich von uns befunden. Die Eingebohrnen gewinnen eine solche Menge davon, daß sie ihn, mit Reishülsen vermengt, den Schweinen zu fressen geben, wovon sie außerordentlich fett werden. Zu gleicher Absicht sollen sie sich desselben auch bedienen, wenn sie Hunde und Federvieh mästen wollen; ja man versicherte uns, daß es Zeiten gegeben habe, wo die Eingebohrnen selbst in Ermangelung anderer

Nah-

Nahrungsmittel, Monate lang von nichts anders, als bloß von diesem Sirup gelebt hätten. Die Blätter dieses Palmbaums werden gleichfalls auf verschiedene Weise benutzt; sie decken nicht bloß ihre Häuser damit, sondern verfertigen auch Körbe, Becher, Sonnenschirme und Tabakspfeifen daraus. Die Frucht wird am wenigsten geachtet; auch tragen die Bäume nicht viel, weil die meisten Blüthen, des Safts wegen, abgeschnitten werden. Uebrigens ist die Frucht so groß als eine englische Turnipsrübe. Sie ist, gleich der Kokosnuß, mit einer zaserichten Rinde umgeben, unter welcher drei Kerne liegen, die man essen muß, bevor sie reif werden. Nachher werden sie so hart, daß man sie nicht mehr kauen kann. Es ist ein wässerichtes und wenig nahrhaftes Gewächs.

Gewöhnlicher Weise pflegt man hier die Speisen nicht zu braten, sondern zu kochen. Der Mangel an Brennholz hat sie genöthiget, ein Ersparungsmittel zu erfinden, welches in andern Ländern, wo der nämliche Mangel herrscht, nachgeahmt zu werden verdiente. Es ist folgendes: Sie graben eine horizontale Höhle in die Erde; (bei uns könnte sie füglich im Feuerheerde angebracht werden). Diese ist ohngefähr sechs Fuß

lang, und an dem einen Ende mit einem großen, an dem andern mit einem kleinen Loche versehen. Durch das erstere wird das Feuer hineingelegt, und das andere dient statt eines Zuglochs. Ueber dieser Höhle sind runde Löcher eingeschnitten, die bis zu dem Feuer hinunter gehen; und in diese stellt man irdene Töpfe, die in der Mitte weit und gegen den Boden hin enger sind, so daß das Feuer rund umher spielen kann. Jeder von diesen Töpfen faßt über dreißig Quart in sich; dennoch bedarf es nur eines unglaublich kleinen Feuers, um diese großen Gefäße siedend zu machen, und man braucht von Zeit zu Zeit nur ein Palmblatt oder ein trocknes Reis hineinzustecken, um sie im Kochen zu erhalten. Ein so geringes Feuer ist sogar zum Sieden des Sirups und des Zuckers, welches auf eben diesen Löchern geschieht, hinreichend. So etwas pflegen wir klugen Europäer nun zu hören oder zu lesen, und ihm unsern Beifall zu geben, allein — ohne es nachzuahmen; warum das? Etwa deswegen, weil wir klugen Europäer so viel und so vielerlei lesen, daß wir zum Anwenden des Gelesenen keine Zeit mehr haben?

Jetzt zu etwas anderem, welches nicht nachgeahmt zu werden verdient. Beide Geschlechter sind der häßlichen und schädlichen Gewohnheit ergeben, ohne Unterlaß an einer gewissen Vermischung zu kauen, welche aus Betel, Areka, Muschelkalch, oft auch ein wenig Tabak besteht. Dieser garstige Gebrauch macht, daß ihr Mund höchstekelhaft anzusehn und ihr Athem stinkend ist. Der Betel und der Kalch beitzen ihre Zähne so schwarz und mürbe, daß sie ausgebrannten Kohlen gleichen. Daß der Kalch die Knochen anfrißt ist eine bekannte Sache; und da unser raffinirter Hutzucker eine beträchtliche Menge davon enthält: so begreift man leicht, daß auch dieser den Zähnen sehr schädlich seyn müsse, wie die Erfahrung es auch bestätiget. Wünschen daher meine jungen Leser, ihre Zähne weiß und gesund zu erhalten: so müssen sie sich gefallen lassen, auf den häufigen Genuß des Zuckers Verzicht zu thun.

Eins oder das andere thun die hiesigen Eingebohrnen — die einzige Zeit der Mahlzeiten ausgenommen — gewiß; entweder sie kauen die beschriebene Betelmasse, oder sie rauchen Tabak. Dies letztere thun sie auf folgende Art. Sie rollen etwas Tabak auf, und stecken es in ein sechs

Zoll langes Röhrchen, welches aus einem zusammengerollten Palmblatte besteht. Von diesem nehmen sie das eine Ende in den Mund und zünden das andere an. Da sich aber in diese Pfeifen nur sehr wenig Tabak einfüllen läßt: so verstärken sie, und zwar besonders die Weiber, die Wirkung desselben dadurch, daß sie den Rauch hinunterschlucken. Wohl bekomme den schönen Damen diese Dampferfrischung!

Die Insel soll, wie Herr Lange uns berichtete, in fünf Fürstenthümer oder Königreiche, wenn man will, eingetheilt seyn, d. i. sie soll fünf Raja's, oder Oberhäupter haben, welche als Bundesgenossen in Friede und Freundschaft mit einander leben. Gegen auswärtige Feinde, setzte er hinzu, habe dieses Volk sich immer tapfer gewehrt; und es könne nöthigen Falls über 7000 streitbare Männer stellen, die mit Musketen, Lanzen, Schilden und einer Streitaxt bewafnet wären. Mit ihren Lanzen sollen sie so geschickt und nachdrücklich zu werfen wissen, daß sie auf 60 Fuß weit einen Mann gerade ins Herz treffen und ihn durchbohren. Was wir selbst von ihrem Kriegswesen zu beobachten Gelegenheit hatten, flößte uns eben keine große Meinung davon ein.

Der

Der Unterschied des Ansehns, worin Einer vor dem Andern stand, schien sich bloß nach der Größe des Landeigenthums eines Jeden zu richten. Die gemeinen Leute treiben Handwerke, arbeiten als Tagelöhner oder sind gar Sklaven. Diese letztern gehören hier, wie die leibeigenen Bauern in verschiedenen europäischen Ländern, zum Landgute, und beide sind erbliches Eigenthum, doch unter Einschränkungen, welche menschlicher sind, als die angeblichen Rechte, welche in vielen Ländern christliche Herrn sich über ihre unglücklichen Mitmenschen angemaaßt haben. Der Besitzer des Guts darf z. B. seine Sklaven zwar verkaufen; er hat aber sonst ganz und gar keine Gewalt über ihre Person; es ist ihm sogar, ohne Vorwissen und Einwilligung des Raja's, nicht einmal erlaubt, sie zu züchtigen. Einige haben 500 solcher Sklaven, Andere kaum 6. Der gewöhnliche Preis, um welchen man sie kauft, ist — ein gemästetes Schwein. Hohe menschliche Natur, wie sehr wirst du oft sogar von denen verkannt, welche dich, der Gottheit Ebenbild, selber an sich tragen!

So oft ein Vornehmer ausgeht, läßt er sich allemal von zweien solchen Leibeigenen begleiten. Der Eine trägt ihm ein Schwert oder einen

Hirschfänger, mit einem silbernen Handgriff und großen Troddeln von Roßhaaren geziert, der Andere einen Beutel nach, der mit Betel, Areka, Kalch und Tabak angefüllt ist. Diese Begleitung macht ihren ganzen und ihren höchsten Staat aus; der Raja selbst hat für seinen Rang kein anderes Unterscheidungszeichen.

Wir fanden es merkwürdig, daß unter diesen halbwilden Leuten die Ahnengrille eben so sehr, wie bei unsern englischen Edelleuten aus der Landschaft Wallis und bei dem unwissendern Theile des deutschen Adels herrscht. Diese Insulaner thun sich nämlich gleichfalls erstaunlich viel darauf zu gute, wenn sie einen großen Stammbaum angesehner Vorfahren aufweisen können, gleichsam als wenn ihren eigenen Personen irgend ein Werth oder Verdienst daraus erwachsen könnte! Ich muß indeß zur Entschuldigung dieser Indianer hinzufügen, daß diese Grille hier mehr auf eine allgemeine Vorliebe für alles, was alt ist, als auf die Einbildung eines ihnen daraus erwachsenden Vorzuges sich zu gründen scheint. Wirklich scheint die Verehrung des Alterthums hier viel weiter, als in irgend einem andern Lande getrieben zu werden. Sogar ein Haus, welches mehrere Menschenalter hindurch wohlbe-

wohnt

wohnt gewesen ist, wird bloß deswegen für ein Heiligthum gehalten, und unter allem, was zu den Bedürfnissen oder zu den Ueppigkeiten des Lebens gehört, giebt es wenig Dinge, die so hochgeachtet oder so theuer bezahlt würden, als ein Stein, worauf man so lange gesessen hat, bis er ganz eben oder glatt geworden ist. Diejenigen, welche dergleichen Steine besitzen oder kaufen können, stellen sie rings um ihre Wohnung hin, um ihnen und ihrer Familie zu Sitzen zu dienen.

Bei Gelegenheit dieser Steine ist noch anzumerken, daß jeder Raja zum Denkmal seiner Regierung in der Hauptstadt seines Bezirks, einen großen Stein aufrichtet. An demjenigen Orte, bei welchem wir vor Anker lagen, gab es dreizehn solcher Steine, außer vielen Ueberbleibseln von andern, die vor Alter schon zerfallen waren. Viele von diesen Steinen sind so groß, daß es schwer zu begreifen ist, durch was für Mittel sie an ihren jetzigen Standort, der noch dazu auf dem Gipfel eines Berges ist, haben hingebracht werden können.

Diese Steine dienen aber nicht bloß zu Denkmälern der Regierungsfolge, sondern auch noch zu einem andern, und zwar äußerst seltsamen

und unsinnigen Gebrauch, der, so viel ich weiß, diesem Lande ganz eigenthümlich ist. Wenn nämlich ein Raja stirbt, so wird ein allgemeiner Schmaus in seinem ganzen Lande ausgerufen, und alle seine Unterthanen versammlen sich um diese Steine her. Was man alsdann von lebendigen Geschöpfen nur immer habhaft werden kann, das wird ohne Gnade und Barmherzigkeit geschlachtet und aufgegessen. Ein solcher Schmaus dauert so viel Wochen oder Monate lang, als das zum Verzehren bestimmte sämmtliche Vieh des Landes vorhält. Die Gedächtnißsteine dienen dabei zu Tischen. Es ist begreiflich, daß auf eine solche Raserei allemal eine Hungersnoth folgen muß; und fällt sie unglücklicher Weise in der dürren Jahrszeit vor, wo keine Pflanzen zu bekommen sind, so muß das ganze Land so lange von Sirup und Wasser leben, bis die wenigen Thiere, die dem allgemeinen Gemetzel etwa noch entkommen sind, sich wieder vermehren können, oder bis man dergleichen aus den angrenzenden Districten erhandeln kann. Aber auch diese Nachricht gründet sich bloß auf eine Aussage des Herrn Lange.

Von ihren Manufacturen sahen wir weiter nichts, als den baumwollenen Zeug oder Kattun,

den sie spinnen, weben und färben. Ihre Spinnmaschiene ist eine Spindel, dergleichen man, statt des Spinnrades, auch in Schlesien, wie in verschiedenen andern Ländern braucht. Ihre Weberstühle waren anders und, unserer Meinung nach, besser als die unsrigen eingerichtet; aber ich getraue mich nicht, meinen jungen Lesern, ohne Hülfe eines Models oder einer Zeichnung eine anschauende Vorstellung davon zu machen.

Die Religion dieser Leute lernten wir gleichfalls nur aus Herrn Langens Erzählung, also aus einer nicht ganz zuverlässigen Quelle, kennen. Seinem Berichte zufolge besteht dieselbe in einer sehr ungereimten Art von Heidenthum. Jeder wählt sich seinen eigenen Gott und dient demselben, wie er es selbst am schicklichsten und am beqvemsten findet; daher es denn fast eben so viel Götter und Arten von Götzendienst, als Personen auf der Insel giebt. Doch soll ihre Sittenlehre, sogar mit den Grundsätzen des Christenthums verglichen, untadelhaft seyn. Niemand darf mehr als Eine Frau nehmen; und von einem unerlaubten Umgange beider Geschlechter hat man hier kein Beispiel. Diebereien fallen selten vor; und von Nachsucht ist man so

 weit

weit entfernt, daß man bei vorfallendem Zwist sich nicht einmal einen Wortwechsel erlaubt, aus Besorgniß sie mögten dadurch zur Feindschaft und zur Rache gereizt werden. Sie bringen ihre Sache vielmehr alsobald vor den Raja, und was dieser entscheidet, dabei lassen sie es bewenden. Dies alles klingt denn doch sogar heidenmäßig nicht; und wenn Herr Lange auch dies unter ihrem ungereimten Heidenthume mit begriff: so muß man in der That gestehn, daß dasselbe, wenigstens von dieser Seite betrachtet, christlicher als das Christenthum mancher Christen scheint.

Diese Leute schienen durchgängig einer festen Gesundheit zu genießen; auch bemerkten wir, daß einige unter ihnen von Pocken gezeichnet waren. Unser Gewehrsmann, Herr Lange, berichtete uns hierüber, daß, so oft diese Krankheit sich hier zu äußern anfange, man eben so strenge Maaßregeln dagegen zu nehmen pflegte, als man bei uns zu Lande gegen die Pest anwendet. Sobald nämlich Jemand von den Blattern befallen werde, bringe man ihn unverzüglich an einen einsamen, von allen Wohnungen weit entlegenen Ort, überlasse daselbst die Krankheit der Natur und reiche bloß dem Patienten die ihm nothwendigen Erfrischungen vermittelst einer langen

Stan-

Stange. Wie mag es doch kommen, daß wir in Europa, wo diese pestilenzialische Seuche jährlich so viel tausend Menschen abschlachtet oder verunstaltet, noch immer nicht daran gedacht haben, sie durch ähnliche Vorkehrungen einzuschränken? Daß wir, so bald eine Viehseuche ausbricht, ihre Ausbreitung durch die sorgfältigste Aufsicht und durch die zweckmäßigsten Anstalten zu verhindern suchen, indeß wir die mörderischen Pocken von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf und aus einem Lande ins andere ungehindert fortschleichen und so viel Verwüstungen anrichten lassen, als sie wollen? Sollte ein Indianer von Savu, wenn er von dieser unserer unbegreiflichen Sorglosigkeit ein Augenzeuge wäre, nicht auf die Vermuthung gerathen müssen, daß eine alte Kuh hier zu Lande einen größern Werth habe, als der Mensch, und daß uns an der Erhaltung eines Kindes nicht so viel als an der Erhaltung eines Kalbes gelegen sey?

Von dem häuslichen Leben dieser Indianer und von der innern Einrichtung ihres Hauswesens konnten wir freilich nicht viel beobachten: aber ein dahin gehöriger Umstand, der uns sehr sonderbar dünkte, verdient hier doch aufgezeichnet zu werden. Wir sahen nämlich nirgends,

auch

auch nur die geringste Spur von einer körperlichen Ausleerung; ja wir konnten weder ausfindig machen, noch muthmaaßlich errathen, wohin der Unrath gebracht werden mögte, ohngeachtet Viele von uns drei Tage nach einander, vom frühen Morgen bis in die späte Nacht am Lande waren. Es ist schwer zu begreifen, wie in einem so volkreichen Lande eine so seltsame Verheimlichung möglich zu machen sey; und ich glaube, daß es in der ganzen Welt kein Land giebt, wo man in Ansehung dieser Art von Naturbedürfnissen schaamhafter wäre, und so heimlich dabei zu Werke ginge, als hier. Ein merkwürdiger Zug in dem Sittengemählde eines übrigens noch so rohen Volks! Wie weit stehn die niedrigsten Volksklassen in Europa ihnen darin nach!

Die Portugisen waren die ersten, welche diese Insel entdeckten und sich darauf niederließen. Die Holländer vertrieben sie davon, doch ohne selbst eine eigentliche Niederlassung darauf anzulegen; sie begnügten sich bloß eine Verbindung mit den Raja's einzugehn, vermöge welcher sie sich verbindlich machten, einen Jeden derselben jährlich mit einem bestimmten Vorrath von Seide, feiner Leinewand, Messerschmidts-Waaren,

Ar-

Arrak und andern Sachen zu versehen. Dagegen mußten die Raja's sich für ihre Personen und für ihre Unterthanen verpflichten, mit Niemand anders, als mit der holländischen Compagnie, Handel zu treiben, und jährlich einen gewissen Vorrath von Reiß, indianischem Korn und andern Producten zu liefern.

Diesem Vergleiche zufolge müssen drei im Dienst der Compagnie stehende Personen, sich auf dieser Insel aufhalten, um dahin zu sehen, daß die versprochenen jährlichen Lieferungen zu Schiffe gebracht und nach Concordia, dem Hauptort der Holländer auf der Insel Timor, gebracht werden. Diese drei Residenten waren zur Zeit unsers Hierseyns, außer Langen, ein schon oben genannter Portugise und ein gewisser Friedrich Creig, welcher letzterer einen Holländer zum Vater und eine Indianerin zur Mutter gehabt hatte. Lange muß, seinem Amte nach, die Raja's einen nach dem andern, alle zwei Monate einmal besuchen. Wenn er in dieser Absicht auf der Insel umherreiset, hat er ein Gefolge von funfzig Sklaven zu Pferde. Findet er, daß die Oberhäupter im Landbau saumselig gewesen sind: so ermahnt er sie zur Arbeit und siehet nach, wo die Früchte etwa schon einge-

samm-

sammlet sind, um Schaluppen dahin zu schicken und sie fortführen zu lassen. Auf dergleichen Reisen führt er allezeit einige Flaschen Arrak bei sich; denn er hat gefunden, daß ihm dieses Getränk ungemein gute Dienste bei den Raja's leistet.

Friedrich Craig ist eigentlich zum Schulmeister der hiesigen Jugend bestellt, die er im Lesen und Schreiben, auch im Christenthum unterrichten muß. Die Holländer haben zu dieser Absicht das neue Testament, den Katechismus und einige Erbauungsbücher in die Landessprache übersetzen und drucken lassen. **D. Solander** sahe nicht bloß diese Bücher, sondern auch die Handschriften der Kinder, darunter mehrere sehr sauber und schön geschrieben waren. **Craig** rühmte sich, daß er schon mehr als 600 Christen gemacht habe; worin aber das holländische Christenthum dieser Indianer eigentlich bestehen mag, ist leicht zu errathen, da es auf der ganzen Insel weder Kirche noch Prediger giebt.

So viel von der Insel Savu.

31.

Fahrt von der Insel Savu nach Batavia.

Erquickt und neugestärkt durch Landluft und frische Lebensmittel, traten wir unsere Abfahrt von Savu an, und verfolgten unsern Lauf gen Westen. Vom 21sten September, dem Tage unserer Abreise, bis zum 30sten, ereignete sich, indem wir ununterbrochen fortsegelten, gar nichts Merkwürdiges. In der Nacht vom 30sten zum 31sten hatten wir ein Gewitter mit heftigem Donner und fürchterlichen Blitzen; und da ereignete sich ein Umstand, der die von jedem nachdenkenden Menschen schon längst gemachte Erfahrung bestätigte, daß das, was wir Unglück zu nennen pflegen, oft eine wahre Wohlthat Gottes ist, um wirkliches und größeres Unglück von uns abzuwehren. Als nämlich um Mitternacht ein schrecklicher Blitzstrahl den Himmel und das Meer erhellte, entdeckten wir bei dem schauderhaften Lichte desselben Land! Ohne diesen wohlthätigen Blitz wären wir, in der Dunkelheit der Nacht darauf lossegelnd, vielleicht gescheitert; nun aber war ich gewarnt; lenkte daher den Lauf des Schifs von der Gefahr ab, und entkam ihr

glück-

glücklich. Gegen Anbruch des Tages steuerte ich wieder nach der Gegend des bemerkten Landes hin; und nachdem es völlig hell geworden war, erkannten wir dasselbe für die Insel Java, auf welcher bekanntlich der Hauptort der Holländer in Ostindien — Batavia liegt.

Wir näherten uns der Küste, so sehr wir konnten; und da unser armer Tupia sehr krank geworden war: so schickte ich ein Boot ans Land, um, wo möglich einige Erfrischungen für ihn, zugleich auch etwas Gras für die noch lebenden Büffelochsen zu holen. Nach einigen Stunden kehrte dasselbe zurück, und brachte vier Kokosnüsse, ein Bündel Plantanen und etwas Gras zurück. Für die Früchte hatte man einen englischen Schilling (7 Ggr.) bezahlen müssen; mit dem Grase hingegen waren die Eingebohrnen so freigebig gewesen, daß sie nicht nur nichts dafür nehmen wollten, sondern es unsern Leuten noch oben ein unentgeldlich abschneiden halfen. Das Land war in dieser Gegend dermaaßen bewachsen, daß es wie ein einziger großer Wald anzusehen war; und der Anblick desselben kam uns sehr anmuthig vor.

Um elf Uhr sahen wir zwei holländische Schiffe ohnfern der Küste vor Anker liegen, und

ich

ich schickte alsobald Hrn. Hicks dahin ab, um sich nach Neuigkeiten aus unserm Vaterlande zu erkundigen, von dem wir nun schon so lange nichts vernommen hatten. Er kehrte mit der Nachricht zurück, daß die beiden Schiffe holländische Ostindienfahrer wären, die von Batavia kämen. Er hatte auch ein Paketboot daselbst vorgefunden, welches, dem Vorgeben nach, dazu bestimmt war, die Briefe der allhier einlaufenden Schiffe nach Batavia zu bringen. Wir vermutheten aber, daß es vielmehr dort zur Wache ausgestellt sey, um ankommende Schiffe zu beobachten und auszufragen. Es lichtete nämlich, so wie wir weiter segelten die Anker, um uns zu folgen. Als aber der Wind eine andere Richtung nahm, entfernte es sich von uns; wir hingegen legten uns zwei Seemeilen weit vom Lande vor Anker.

Gegen Abend bekamen wir einen Besuch von einem malaiischen Boote, in welchem sich der Schiffer des besagten Paketboots befand. Er brachte zuvörderst allerlei frische Lebensmittel, als Enten, große und kleine Papagaien, Reißvögel, auch Affen und andere Waaren zum Verkauf mit; er hielt aber alles sehr theuer. Ich kaufte ihm indeß eine Schildkröte, die ohngefähr

36 Pf. wog, für einen spanischen Thaler ab. Für den nämlichen Preis erhielt ich auch zehn Stück größeres Federvieh; nachher funfzehn Stück. Zwei Affen und einen ganzen Käfig voll Reißvögel hätten wir zu eben dem Preise haben können, wenn wir gewollt hätten. Nach geendigtem Handel zog er zwei Bücher hervor, und indem er eins davon uns überreichte, so bat er, daß doch einer von uns hineinschreiben mögte: wie das Schiff heiße, von wem es commandirt werde, wo es herkomme, wo es hingedächte, und was wir sonst etwa noch an besondern Nachrichten nach eigenem Gefallen hinzuzufügen belieben wollten. Es geschehe dies, fügte er hinzu, lediglich dazu, um unsern Bekannten oder Freunden, die nach uns hier eintreffen und nach uns fragen mögten, Nachricht ertheilen zu können. Herr Hicks begnügte sich bloß den Nahmen des Schifs mit dem Zusatze „aus Europa" hineinzuschreiben. Der Schiffer las das Geschriebene, und versicherte, daß es ihm völlig einerlei wäre, wie viel oder wie wenig wir von uns wollten wissen lassen. Er selbst schrieb den Nahmen des Schiffes und den meinigen in das andere Buch ein, um, wie er sagte, dem Stattbalter und dem holländischen ostindischen Staatsrath Bericht zu ertheilen.

Nach-

Nachdem wir am folgenden Tage nach einer kurzen Fahrt långst der Kůste hin, des schwachen Windes wegen, abermals hatten vor Anker gehen můssen: nåherte sich uns wieder ein Boot. Ein darin befindlicher hollåndischer Officier schickte mir einen in englischer Sprache gedruckten Zettel mit vielen Fragen herauf, welche unser Schiff, dessen bisherigen Lauf und seine Bestimmung betrafen. Ich fand fůr gut nur zwei davon zu beantworten, nåmlich die: welcher Nation das Schiff gehőre, und wohin es gedenke? Als der Officier dieses sahe, sagte er: dies wåren die Hauptpuncte, welche man zu wissen verlange; an den ůbrigen liege nicht viel; und so ruderte er wieder von dannen.

Der junge Leser wird wol von selbst so billig seyn, mein Betragen bei dieser Gelegenheit einem vernůnftigern Grunde, als einem bloßen kindischen Eigensinne zuzuschreiben. Ich hatte mir von glaubwůrdigen Personen sagen lassen, daß die Hollånder es sich erst seit einigen Jahren herausgenommen håtten, fremde, hier anlangende Schiffe auszufragen; und ich glaubte daher meiner Nation und der Ehre ihrer Flagge nichts vergeben zu důrfen.

Wir mußten noch oft vor Anker gehn, ehe wir Batavia erreichen konnten. Bei einer von den vielen kleinen Inseln, welche hier herum liegen, kamen zwei Malaien — so werden die Eingebohrnen dieser Weltgegend genannt — in einem kleinen indianischen Fahrzeuge ans Schiff, und brachten drei Schildkröten, einen Vorrath getrockneter Fische und Kürbisse zum Verkauf. Die Schildkröten wogen zusammen 146 Pf., und wir kauften sie für einen spanischen Thaler, womit wir sehr zufrieden waren; die Malaien nicht minder. Aber nun foderten sie für die Kürbisse gleichfalls einen Thaler; und als wir dagegen zu erkennen gaben, daß das zu viel wäre: so antwortete der Eine von ihnen, das sey wahr; wir mögten also nur einen Thaler zerschneiden und ihm ein Stück davon geben. Wir zeigten ihm hierauf eine kleine portugisische Münze, wofür er uns denn seinen ganzen Vorrath von Kürbissen, sechs und zwanzig an der Zahl, überließ. Vergnügt ruderten sie fort, und baten nur noch, daß wir zu Batavia doch ja nicht sagen mögten, daß sie zu uns gekommen wären. Vermuthlich ist den armen Leuten alles Handeln mit fremden Schiffen bei Strafe untersagt worden.

Erst am neunten Tage nach unserer Ankunft bei der Insel Java, gelang es uns die Rhede von Batavia zu erreichen und daselbst vor Anker zu gehn.

Wir fanden hier drei englische Schiffe und eine Menge holländischer vor. Eins der letztern, welches einen Befehlshaber-Wimpel führte, fertigte alsobald ein Boot an uns ab, um uns zu befragen: wer wir wären und woher wir kämen? Worauf ich so viel antwortete, als ich für gut fand. Der anfragende Officier sowol, als seine Leute, sahen so blaß wie Leichen aus; eine traurige Vorbedeutung von den Leiden, die auch wir in diesem ungesunden Lande würden auszustehen haben! Unsere Leute indeß, die, bis auf den Tupia, alle frisch und gesund waren, nahmen dies wenig zu Herzen, weil sie nach so oftmaligen Veränderungen des Himmelsstrichs, gegen jede Einwirkung eines ungesunden Klima's völlig abgehärtet zu seyn glaubten. Ich schickte mittlerweile einen Officier ans Land, um den Statthalter complimentiren zu lassen.

Unser Schiff ward jetzt bei einer genauen Untersuchung so leck und baufällig befunden, daß es mehr als verwegen gewesen seyn würde, von hieraus weiter nach Europa zu segeln, ohne

vorher erst eine Ausbesserung damit vornehmen zu lassen. Dazu bedurfte es nun erst, wie man mir sagte, einer Erlaubniß vom hiesigen Staatsrath; ich mußte mich also bequemen, darum anzusuchen.

Wir gingen hierauf ans Land, und besuchten zunächst einen gewissen Hrn. Leith, welcher der einzige angesehene Engländer ist, der hier wohnt. Von diesem hörten wir, daß es eine Art von Gasthof hier gäbe, der auf Befehl und Veranstaltung der Regierung gehalten würde; in diesem müßten alle fremde Kaufleute und Reisende wohnen, und der Gastwirth sorge für die nöthige Verwahrung ihrer Güter, wofür man denn ein halbes Procent an Lagergeld bezahlen müßte. Man ließ also daselbst Quartier für uns bestellen; ich aber verfügte mich erst nach dem Pallast des Statthalters, um ihm meine Höflichkeit zu bezeigen. Ich wurde sehr gütig von ihm empfangen; er sagte mir, ich sollte alles erhalten, was ich nur bedürfte, und meine Bittschrift sollte gleich am folgenden Tage dem Staatsrath vorgelegt werden, vor welchem ich mich deshalb einfinden möchte. Es geschahe, und ich erhielt was ich verlangte.

Mittlerweile hatten unsere Reisenden sich mit dem Gastwirthe, ihrer Wohnung und Kost wegen

gen, dahin verglichen, daß jeder von ihnen täglich vier holländische Gulden, d. i. etwas mehr als zwei Thaler erlegen sollte. Für jeden Fremden, den sie etwa bewirthen würden, sollte eben so viel bezahlt werden. Thee, Kaffee, Punsch, Tabak und Pfeifen waren in diesem Handel mit begriffen, sie und ihre Gäste mögten nun auch so viel davon brauchen, als sie wollten. Für jeden Bedienten sollte täglich eine halbe Rupie, d. i. ohngefähr zehn gute Groschen, bezahlt werden.

Unsern Reisenden kamen diese Bedingungen ganz milde vor; sie erfuhren aber in der Folge, daß sie in der That zweimal so viel bezahlten, als Kost und Wohnung hier sonst gerechnet werden. Ihre Tafel ward nun dem Ansehen nach ganz herrlich, im Grunde aber doch sehr schlecht bedient. Es wurden nämlich des Mittags funfzehn, des Abends dreizehn Schüsseln aufgetragen: allein zu neun bis zehn dieser Gerichte hatte man die wohlfeilste Art Federvieh genommen, und es nur auf verschiedene Art zubereitet. Auch fand es sich, daß eine und eben dieselbe Schüssel, nur etwas anders zugerichtet; wol drei bis viermal nach einander auf den Tisch kam, und jedesmal für eine neue galt. Man erfuhr indeß

bald, daß der Gastwirth es in Ansehung der Kost nur erst so zu versuchen pflege, ob die Fremden gutherzig oder achtlos genug wären, sich eine so schlechte Bewirthung gefallen zu lassen; im bejahenden Fall fahre er damit fort; sobald man sich aber beschwerte, so würde von Stufe zu Stufe besser zugerichtet, bis die Gäste endlich selbst erklärten, daß sie zufrieden wären. Man benutzte diese Nachricht, beschwerte sich, und die Mahlzeiten wurden besser.

Eine nicht geringe Unannehmlichkeit, deren ein Fremder sich an diesem Orte ausgesetzt siebt, ist die, daß man unaufhörlich von Leuten überlaufen wird. Denn jeder vorübergehende Holländer kommt ohne Umstände, wie etwan in unsern Gasthöfen die Schacherjuden, herein und frägt: was man zu verkaufen habe? weil es selten ist, daß Privatpersonen hierher kommen, die nichts zu verhandeln haben.

Jederman miethet sich hier ein Fuhrwerk, weil es beinahe für schimpflich gehalten wird, sich seiner Füße zu bedienen.

Sobald Herr Banks am Lande eingerichtet war, ließ er unsern Tupia zu sich holen, der seiner fortdauernden Krankheit wegen, die in einem Gallenfieber bestand, bisher noch an Bord

ge-

geblieben war; und sich schlechterdings geweigert hatte, irgend ein Arzeneimittel zu nehmen. Er kam nunmehr mit seinem indianischen Begleiter, dem jungen Tayeto, an Land; und ob er gleich noch sehr schwach und niedergeschlagen war: so schien er doch beim Eintritt in die Stadt, wo sich ihm so viel nie Gesehenes und so viel Wunderbares darbot, auf einmal ganz von neuem wieder aufzuleben. Die Häuser, die Fuhrwerke, die Straßen, die Leute und so viel andere Gegenstände, die ihm durchaus neu waren und nun auf einmal seiner Aufmerksamkeit zuströmten, wirkten wie Zauberei auf ihn. Tayeto äußerte seine Verwunderung und sein Entzücken mit noch weniger Zurückhaltung; er tanzte sogar, wie außer sich, längst den Straßen hin, und betrachtete jeden Gegenstand mit freudiger und feuriger Wißbegierde. Was dem Tupia zuerst und am meisten auffiel, war die Verschiedenheit in den Kleidungen, welche er an den Vorbeigehenden bemerkte; und als man ihm sagte, daß an diesem Orte, wo Leute von so vielen verschiedenen Völkern zusammen kämen, ein Jeder sich nach seiner Landesart zu tragen pflege: so verlangte er alsobald, diese Mode mitzumachen, und in otaheitischer Tracht zu erscheinen. Man willfahrte ihm sogleich, schickte nach dem Schiffe,

um Südsee-Tuch holen zu lassen, und unser Freund stand in seinem vaterländischen Anzuge da.

Um das Schiff kielholen zu lassen, mußten wir es von der Rhede, wo es vor Anker lag nach der kleinen Insel Onrust bringen, wo die Holländer ihre Schifswerften, nebst den dazu gehörigen Schifsmaterialien haben.

Wir fingen aber nunmehr schon an, die schädlichen Wirkungen der hiesigen Luft zu empfinden, ohngeachtet seit unserer Ankunft nur erst acht Tage verflossen waren. Tupia befiel von neuem, und wurde mit jedem Tage schlechter; Tayeto bekam eine Lungenentzündung; Hrn. Banks beide Bediente erkrankten gleichfalls, und bei ihm selbst und Hrn. D. Solander stellten sich Fieber ein. In wenig Tagen war fast Jederman von unserer Gesellschaft, er mogte in der Stadt oder auf dem Schiffe seyn, krank oder doch wenigstens kränklich; und dies rührte ohne Zweifel von der niedrigen, sumpfigen Lage des Ort und von den unzählichen unreinen Kanälen her, wovon die Stadt und die Gegend überall durchschnitten wird. Ich ließ zur Beherbergung des Schifsvolks ein Gezelt aufschlagen; nur wenige davon waren noch im Stande ihre Arbeit zu verrichten. Der arme

Tu-

Tupia, mit dem es immer schlimmer und schlimmer ward, wünschte aus der Stadt nach dem Schiffe gebracht zu werden, weil er dort eine frischere Luft einathmen würde. Herr Banks brachte ihn daher auf die Insel, bei der das Schiff jetzt lag, und ließ allda ein Zelt für ihn errichten. Hier wehete nun so wol die Landluft als auch der Seewind gerade über ihn hin, und er war nunmehr mit seiner Lage wohlzufrieden. Herr Banks, der voll edler Menschenliebe die zärtlichste Sorgfalt für diesen armen Leidenden trug, ohngeachtet er selbst krank war, wich zwei Tage lang nicht von seiner Seite. Erst am dritten Tage, da sein bisheriges Wechselfieber sich in ein dreitägiges verwandelt hatte, und die Anfälle so heftig wurden, daß er während derselben seiner Sinne nicht mehr mächtig war, kehrte er wieder nach der Stadt zurück. Um eben diese Zeit nahm auch des D. Solanders Krankheit überhand; und Herr Monkhouse, unser Schifsarzt, wurde gleichfalls bettlägrig.

Letzterer, ein einsichtsvoller und geschickter Mann, wurde das erste Opfer dieser menschenfressenden Gegend; ein Opfer, welches wir bei unsern damaligen Umständen doppelt schmerzhaft fühlten. Unsere Leiden waren jetzt in der That

sehr

sehr hoch gestiegen, und unsere Aussicht in die Zukunft war schwarz und hofnungslos. Die Gefahr, welche uns drohete, war unglücklicher Weise nicht von der Art, daß wir sie durch eigenes Bestreben hätten überwinden können. Muth Geschicklichkeit und Fleiß waren hier alle gleich fruchtlos. Der Tod rückte uns mit jedem Tage sichtbar näher, und wir waren in einer Lage, wo wir weder fliehen, noch ihm widerstehen konnten. Wir mietheten malaiische Bedienten zu Krankenwärtern; aber diesen fehlte es entweder an Menschenliebe oder an Geschicklichkeit ihre Pflicht zu thun: denn es war uns nicht einmal möglich, sie dahin zu bringen, in der Nachbarschaft der ihnen anvertrauten Patienten zu bleiben; diese mußten oft aus dem Bette aufstehn und sie suchen, wenn sie etwas haben wollten. Der Zweite, den uns der Tod raubte, war der arme indianische Jüngling Tayeto; und Tupia wurde durch die Nachricht von dessen Absterben so erschüttert, daß man zweifelte, ob er den folgenden Tag erleben würde.

Mittlerweile hatte man das Schiff auf die Seite gelegt und den Boden desselben untersucht. Da zeigte es sich denn, daß unsere glückliche Ankunft bei dieser Insel beinahe einem Wunder

zu zuschreiben war. Ein ansehnliches Stück des Kiels war fort; ein großer Theil der sogenannten Haut, d. i. der äußern Bekleidung des Schiffes, war gleichfalls nicht mehr da. Die innern Planken waren an einer sechs Fuß langen Stelle dermaaßen abgerieben und weggescheuert, daß sie kaum noch die Dicke eines Strohhalms hatten; und hier hatten sich nun vollends auch die Würmer eingefunden und die Ribben des Schifs zernagt. Dennoch war das Schiff in diesem erbärmlichen Zustande viele hundert Meilen weit über ein Meer gesegelt, wo die Schiffahrt so gefährlich ist, als sie auf irgend einem andern Theile des Oceans nur immer seyn mag. Zum Glück hatte keiner von uns gewußt oder nur geahndet, daß zwischen uns und dem Abgrunde nur eine morsche Scheidewand, kaum so dick als eine Schuhsohle, wäre: wem würde sonst nicht der Muth entfallen seyn! Aber es schien jetzt, als wären wir den Wellen nur deswegen entkommen, um hier am Lande durch Seuchen aufgerieben zu werden. Die Herrn Banks und Solander waren so krank, daß ihr Arzt versicherte, das einzige Mittel zur Genesung, von dem er noch etwas hofte, wäre, sie aufs Land in eine frischere Luft zu bringen. Es wurde also ein kleines Landhaus für sie gemiethet, und sie

ließen sich dahin bringen. Um der elenden Bedienung der malaiischen Sklaven überhoben zu seyn, kaufte jeder von ihnen eine Sklavin, von denen sie ungleich besser verpflegt wurden.

Unsern guten Tupia rafte unterdeß, zu unser aller Betrübniß, der Tod dahin. Der arme Mann hatte kaum vernommen, daß sein junger Gefährte und Diener Tayeto, den er mit der ganzen Zärtlichkeit eines Vaters liebte, nicht mehr lebe, als er zusehends und wie auf einmal zu der letzten Stufe der Krankheit hinabsank, und bald darauf verschied.

Das Schiff wurde unterdeß möglichst sorgfältig ausgeflickt, und man vollendete Arbeit zu meiner äußersten Zufriedenheit. Ich muß bei dieser Gelegenheit den Beamten und überhaupt allen Arbeitsleuten auf diesen Werften das öffentliche Zeugniß geben, daß es meines Erachtens keinen Ort in der Welt giebt, wo man zur Ausbesserung eines Schifs fleissiger und besser bedient würde, als hier.

Herr Banks und D. Solander fingen glücklicher Weise nach und nach wieder an zu genesen. Die Lage ihres Landhauses, welches überall der frischen Luft ausgesetzt war, und bei welchem ein kleiner Bach vorbeirieselte, trug vermuth-

muthlich mehr, als die Arzneimittel, dazu bei. Unterdeß war die Reihe krank zu werden, auch an mich gekommen; und von der ganzen übrigen Mannschaft waren nicht mehr als zehn Mann noch im Stande, ihren Dienst zu verrichten. Dennoch fuhren wir fort, das Schiff für die See auszurüsten, um diese ungesunde Gegend, sobald es nur immer thunlich wäre, zu verlassen.

Aber die Unannehmlichkeiten unsers hiesigen Aufenthalts sollten erst noch zu einem höhern Grade steigen; dies geschahe, indem nunmehr die regnigte Jahrszeit eintrat. Die Frösche, welche hier zehnmal lauter als die europäischen quäken, verkündigten dieselbe aus allen Kanälen durch ein unausstehliches Geschrei; und die Mücken und Muskito's *), die uns schon vorher beschwerlich genug gefallen waren, vermehrten sich jetzt auf eine unbeschreibliche Weise. Sie schwärmten über jeder Wasserpfütze, wie Bienen aus ihren Körben schwärmen; allein so sehr sie uns auch zur Nachtzeit quälten, so müssen wir ihnen doch die Gerechtigkeit widerfahren lassen, zu gestehen, daß sie uns den Tag über ziemlich in Ruhe ließen.

Am

*) Eine Art scharfstechender Fliegen.

Am 24sten December, also ohngefähr zehn Wochen nach unserer Ankunft bei Batavia, waren wir mit der Ausrüstung fertig und bereit wieder unter Segel zu gehn. Die Zahl unserer Kranken belief sich noch auf vierzig; die Uebrigen standen zwar nicht mehr auf der Krankenliste, aber sie waren doch alle, bis auf Einen nach, noch sehr schwächlich. Dieser Eine, der während der ganzen Zeit unsers Hierseyns allein gesund blieb, war unser Segelmacher, ein Knabe zwischen 70 und 80 Jahren, gerade derjenige, der nach dem gewöhnlichen Lauf der Natur, am ersten hätte erliegen müssen, weil er keinen Tag hingehen ließ, ohne sich durch Berauschung zum Vieh zu machen. Sieben Personen hatten wir hier begraben müssen, die, den einzigen Tupia ausgenommen, alle frisch und gesund hier angekommen waren.

32.
Beschreibung der Stadt Batavia und der umliegenden Gegend zusammt den Naturgütern derselben.

Meine jungen Leser kennen die Stadt Batavia ohne Zweifel schon aus der Erdbeschreibung, und wissen also auch, daß sie nicht nur der Hauptort auf der Insel Java, sondern auch die Hauptstadt der holländischen Besitzungen in Ostindien und unter allen Pflanzörtern der Europäer in Asien der vorzüglichste ist. Es wird indeß, hoffe ich, ihnen nicht unangenehm seyn, noch etwas mehr davon zu hören.

Sie liegt an der Nordseite der Insel Java in einer niedrigen und sumpfigen Gegend. Verschiedene Flüsse fallen daselbst ins Meer. Sowol durch diesen als jenen Umstand sind die Holländer wol vorzüglich bewogen worden, diesen Ort zu ihrem vornehmsten Handlungsplatze zu machen, weil sie dadurch Gelegenheit erhielten, eine Menge von Kanälen anzulegen, die der Handlung zur größten Bequemlichkeit dienen, und diese Gegend eben dadurch zu einem zweiten Holland zu machen. Es giebt in dieser Stadt wenig

nig Straßen, durch welche man nicht einen ziemlich breiten Kanal geführt hätte; und außer diesen wird sie noch von fünf oder sechs Flüssen durchschnitten. Die Straßen sind durchgängig breit, und die Häuser groß; aus beiden Ursachen hat dieser Ort, nach Verhältniß der Zahl von Gebäuden, einen größern Umfang, als irgend eine andere Stadt in Europa.

Die Kanäle, welche die Stadt durchschneiden, sind auf beiden Seiten durchgängig mit Bäumen bepflanzt. Dies giebt dem Innern der Stadt zwar ein munteres Ansehn, aber es trägt auch auf der andern Seite dazu bei, diesen Ort noch ungesunder zu machen, als er schon aus andern Ursachen ist. Die Kanäle, welche größtentheils ein stillstehendes, sehr verunreinigtes und faules Wasser enthalten, dünsten in der heissen Jahrszeit einen unausstehlichen Gestank aus, und die vielen Bäume hindern den freien Zufluß der Luft, wodurch jene schädlichen Ausdünstungen noch einigermaaßen zerstreut werden könnten. In der nassen Jahrszeit entsteht ein Uebel anderer Art. Dann schwillt das Wasser in diesen unreinen Kanälen dermaaßen an, daß es aus seinen Ufern tritt und in den niedrigen Gegenden der Stadt die unteren

Stock-

Stockwerke überschwemmt. Ist es wieder abgelaufen, so findet man da, wo es stand, eine unglaubliche Menge von Schlamm und Koth.

Das letzte Wort ist hier in seinem schmutzigsten Sinn genommen. Es herrscht hier nämlich der üble Gebrauch, allen Menschenkoth dieser großen und volkreichen Stadt, in der man nicht einen einzigen Abtritt hat, Tag für Tag in die Kanäle zu werfen. Nun ist es zwar an dem, daß die Kanäle bisweilen gereiniget werden; aber die Art, wie dies geschieht, macht das Uebel nur noch ärger. Man wirft nämlich den ausgebrachten stinkenden Schlamm an die Ufer der Kanäle, d. i. in die Straßen hin, und läßt ihn da so lange, bis er hart genug ist, um in Böte geladen und darin fortgebracht werden zu können. Man denke nun, wie durch das Austrocknen einer so unreinen Masse die Luft vergiftet werden muß!

Aber nicht bloß die stehenden Wasser in den Kanälen, sondern auch die fließenden in den Flüssen werden durch die Nachlässigkeit und Unfläterei der hiesigen Einwohner für die Gesundheit sehr schädlich gemacht. Man wirft nämlich die Aeser der Thiere dahinein, und läßt es sich gar nicht kümmern, daß hier ein todtes Pferd, dort

 ein

ein Hund u. s. w. auf den Sand getrieben wird und bis zum gänzlichen Verfaulen daselbst liegen bleiben. Zur Zeit unsers Hierseyns lag ein todter Büffelochs auf einer solchen seichten Stelle in einem Flusse, der durch eine der Hauptstraßen fließt; aber da war Keiner, welcher ihn fortschafte.

Diese unverzeihliche Nachläßigkeit befremdet hier um so mehr, da die Liebe zur häuslichen Reinlichkeit ein bekannter Nationalzug der Holländer ist, der, was das Innere des Hauswesens betrift, sich hier eben so deutlich als in Holland zeigt. Wie soll man es erklären, daß die zarte Empfindlichkeit dieser Leute in ihren Wohnhäusern durch das geringste Stäubchen beleidiget wird, und daß gleichwol eben dieselben Menschen eine durch ihre Nachläßigkeit stinkend und giftig gewordene Luft ohne Widerwillen einathmen? Ein Beweis, wie inconsequent die Menschen oft in ihren Urtheilen, Neigungen und Gewohnheiten sind!

Um den jungen Leser noch mehr in den Stand zu setzen, die ungesunde Beschaffenheit dieses Orts zu beurtheilen, füge ich noch folgende Nachricht hinzu. Von hundert Soldaten, die aus Europa hierher geschleppt werden, sollen, wie man

uns versicherte, am Ende des ersten Jahrs kaum noch funfzig am Leben seyn. Von diesen funfzigen liegt dann gewöhnlich die Hälfte im Hospital, und unter den Uebrigen sollen kaum zehn sich völlig gesund befinden. Dieser Bericht kann etwas übertrieben seyn; allein die blassen und dürren Todtengerippe, die wir mit einer Muskete herumkriechen sahen, bestätigten gleichwol diese Aussage nur zu sehr. Und nach dieser Mördergrube wird so mancher Europäer geschleppt, der aus jugendlicher Unerfahrenheit oder durch ein ausschweifendes Leben jenen teufelischen Menschen in die Hände fiel, die unter dem Nahmen der Seelenverkäufer ein verruchtes Gewerbe mit gestohlenen Menschen treiben! Ich beziehe mich hierbei auf die im dritten Theile dieser Reisen befindliche Warnung, von der zu wünschen wäre, daß sie jedem leichtsinnigen jungen Menschen zu Ohren kommen mögte.

Da Krankheiten und Tod an diesem ungesunden Orte zu den häufigsten und gewöhnlichen Vorfällen gehören, die man überall sieht und wovon man überall hört: so redet man hier vom Sterben, als von einer gleichgültigen Sache. Sagt Einer dem Andern: dieser oder jener von seinen Bekannten sey gestorben, so ist die ge-

wöhnliche Antwort: gut, er war mir nichts schuldig; oder: da muß ich mein Geld von seinen Erben fodern! Uebrigens liegt Jeder mit Krankheit und Tod ohne Unterlaß gleichsam zu Felde und sucht sie von sich abzuhalten, so gut er kann. Man braucht daher unabläßig Verwahrungsmittel, nimmt Tag für Tag Arzenei, fast eben so richtig und ordentlich, als man seine Mahlzeiten einnimmt, und sieht der Rückkehr gewisser Krankheiten eben so gewiß entgegen, als wir die Rückkehr der Jahrszeiten erwarten. In ganz Batavia ist uns nicht ein einziger Mensch vorgekommen, der recht frisch und gesund ausgesehen hätte!

Die Häuser sind für diese Himmelsgegend recht gut und zweckmäßig eingerichtet. Das untere Geschoß besteht gemeiniglich aus einem einzigen großen Saale, dessen entgegenstehende Thüren gewöhnlich offen sind, damit die Luft ungehindert durchströmen könne. An dem einen Ende dieses großen Raums ist vermittelst einer Scheidewand ein Zimmer für den Hausherrn abgesondert, worin dieser seine Geschäfte verrichtet. Ein anderer Verschlag dieses Raums macht den Hof aus, in welchem die Familie zu speisen pflegt. Zu andern Zeiten halten sich hier die Sklavinnen

nen auf, weil dies der einzige Ort ist, wo sie sich niedersetzen dürfen.

Die Stadt ist mit einer Mauer, mit einem Wall, und mit einem fließenden Wasser umgeben. Das Schloß oder die Citadelle liegt an dem nordöstlichen Ende derselben. Dieses ist stark befestiget; und auf den Fall einer Belagerung sind für den Statthalter und für die Herrn des Staatsraths Wohnungen darin zubereitet. Außerdem giebt es daselbst auch große Waarenlager, welche der Compagnie gehören. Uebrigens ist das ganze Land rings umher durch Forts und Blockhäuser befestiget; aber von der Seeseite her ist dieser Ort vollends ganz und gar unbezwingbar gemacht worden. Denn bis auf einen Kanonenschuß von der Stadt ist das Wasser so seicht, daß kaum ein großes Boot, geschweige ein Kriegesschiff, sich ihr nahen kann. Nur ein einziger hinlänglich tiefer Kanal, das Revier genannt, führt durch dies seichte Wasser zur Stadt; allein dieser ist sehr schmal, auf beiden Seiten mit starken steinernen Vorsätzen eingefaßt und kann von den stärksten Bollwerken der Citadelle der Länge nach bestrichen werden, wodurch es jedem Schiffe ganz unmöglich gemacht werden kann, sich der Stadt zu nähern. Der Hafen von Batavia

wird für den besten in Ostindien gehalten, und allem Ansehn nach mit Recht.

Auf der Landseite von Batavia ist die Gegend weit und breit überall voller Gärten und Landhäuser. Allein um auch hier das Zuströmen einer bessern Luft zu hindern, hat man Sorge getragen diese Gärten so dicht mit Bäumen zu bepflanzen, daß Stamm an Stamm sich lehnt, und das Ganze einer undurchdringlichen Waldung ähnlich sieht. Diese Waldungen von Obstbäumen beschatten eine weite, schnurgerade Gegend, welche nach allen Seiten hin mit Kanälen und Gräben durchschnitten ist. Nur des Statthalters Landhaus steht auf einer kleinen Anhöhe, die aber so unbeträchtlich ist, daß sie über die Ebene kaum merklich hervorragt. Doch haben Se. Excellenz es sich was Tüchtiges kosten lassen, Dero Garten auch hier auf der Anhöhe, mit stehenden Wassergräben einzuschließen: so groß ist die Macht der Gewohnheit, und so sehr beherrscht sie den Geschmack und den Verstand der Menschen!

Daß übrigens dieses niedrige Land ungemein fruchtbar sey, wird der Leser wol schon von selbst vermuthet haben, weil dies bekanntlich der Vorzug aller niedrigen Gegenden zu seyn pflegt. Aber

wie

wie weit jene Fruchtbarkeit hier bei Batavia gehe, davon wird man sich schwerlich einen Begriff machen können. Alles, was zu den ersten Bedürfnissen, wie zum Wohlleben gehört, wächst hier im größten Ueberfluß. Zu jenen gehören Reiß und indianisches Korn oder Maiz, die bekannten beiden Getraidearten der Indianer. In den Gärten zieht man nicht nur die meisten in Europa bekannten Gartengewächse, sondern auch andere, welche diesem Himmelsstriche besonders eigen sind. An Obst besitzen sie einen eben so großen als mannigfaltigen Reichthum. Dazu gehören außer folgenden auch in Europa bekannten Gewächsen: Ananas, süße und bittere Pomeranzen, Pumpelmusse, Limonien, Citronen, Pisang, Weintrauben, Wassermelonen, Kürbisse u. s. w. eine Menge anderweitiger indianischer Früchte, mit deren Beschreibung ich dem Leser nur Langeweile machen würde.

Es ist beinahe unglaublich, was für eine Menge von Früchten in der einzigen Stadt Batavia verzehrt wird. Aus der ganzen umliegenden Gegend wird weit umher alles hierher gebracht; und für einen Europäer ist der Zusammenfluß und die Menge so mannigfaltiger und schöner Früchte, als man auf den Marktplätzen

hier aufgehäuft sieht, ein sehr reizender Anblick. Vierzig bis funfzig Frachtkarren voll der schönsten Ananas, hier auf einmal zusammentreffen zu sehn, ist etwas gar nicht Ungewöhnliches.

Eine, den Bewohnern dieser Stadt eigenthümliche Art von Ueppigkeit verdient hier noch insbesondere erwähnt zu werden. Sie verbrennen nämlich unaufhörlich wohlriechendes Holz und Harz, und verschwenden eine Menge von Blumen, um überall einen Wohlgeruch um sich her zu verbreiten. Dies soll vermuthlich zu einem Gegengift wider die schädlichen Ausdünstungen ihrer Kanäle dienen: aber im Grunde dient es doch nur dazu, den übeln Geruch dieser Dünste in ihren Häusern unmerklich zu machen. Den schädlichen Wirkungen derselben kann dadurch nicht sehr abgeholfen werden. Man hat hier eine große Mannigfaltigkeit von Blumen, welche in Europa unbekannt sind, und beide Geschlechter pflegen dergleichen beständig um und an sich zu haben. Außerdem tragen sie die zerschnittenen Blätter einer sehr wohlriechenden Pflanze, Pandang genannt, in den Kleidern und in den Haaren; am reichlichsten aber bestreuen sie ihre Betten damit, so daß sie wachend und schlafend unaufhörlich Wohlgerüche einathmen.

Von Gewürzen wird auf der Insel Java jetzt nur noch der Pfeffer, aber dieser auch in sehr großer Menge gebaut. Den Anbau der Wurznägelein haben die Holländer aus Politik, um sie nicht durch Vervielfältigung um ihren hohen Werth zu bringen, auf die einzige Insel Amboina, und den der Muskatennüsse auf die Insel Banda eingeschränkt. Die Art, wie sie dies zu bewerkstelligen wußten, war folgende: als sie sich nach und nach alle die indianischen Raja's oder Fürsten, welche diese Inseln beherrschten, unterwürfig gemacht hatten, schrieben sie ihnen in den mit ihnen errichteten Verträgen, die Zahl der Nägelein-Bäume vor, die jeder in seinem Lande zu haben befugt seyn sollte. So oft nun nachher irgend ein kleiner Zwist unter beiden Partheien entstand, so züchtigte man die armen Raja's allemal durch Verminderung der ihnen verwilligten Anzahl von Bäumen. Dies wiederholte man so oft, bis man sie der Freiheit, dergleichen Bäume zu ziehen, ganz und gar beraubte.

Zu den zahmen Thieren, welche man hier sieht, gehören Pferde, Hornvieh, Schaafe, Ziegen, Schweine, Hunde und Katzen. Die Pferde sind sehr klein, aber ungemein munter. Außer

dem

dem gewöhnlichen Rindvieh giebt es hier auch Büffel in Menge; allein die Holländer essen von letztern weder Fleisch noch Milch, weil sie sich einmal eingebildet haben, daß beides der Gesundheit nachtheilig sey. Die hier wohnenden Chineser, welche dieses Vorurtheil nicht haben und beides essen, befinden sich wohl dabei. Die hiesigen Schweine, besonders die, welche die Chineser ziehn, sind an Geschmack unverbesserlich; dennoch ziehn die Holländer, die für alles, was aus ihrem Vaterlande kommt, sehr eingenommen sind, das Schweinefleisch von holländischer Zucht weit vor, und mögen jenes nicht anrühren.

In den bergigten Gegenden der Insel giebt es nicht nur wilde Pferde und wildes Rindvieh, sondern auch eine Menge von Rehen und wilden Schweinen. Eben daselbst findet man auch Tiger und Rhinocerosse, jedoch letztere nur in geringer Zahl. Affen sieht man schon in der Nachbarschaft von Batavia.

Fische giebt es hier in erstaunlicher Menge; aber weil gerade die besten Arten am häufigsten, einige schlechtere hingegen seltener gefangen werden: so kommen nur diese letzteren, als die kostbarsten auf die Tafeln der Herrn; die bessern hingegen fallen, weil sie die wohlfeilsten sind, den Sklaven zu.

Das hiesige zahme Federvieh, als Enten, Gänse, Tauben und welsche Hühner, sind gut, und die erstern beiden Arten ungemein wohlfeil. Wildes Geflügel ist seltener; doch muß ich von einer Art desselben, den Schnepfen, anmerken, daß wir sie in allen Welttheilen, auch hier fanden.

In Ansehung der Getränke ist die Natur hier sparsamer, als in vielen nördlicherern Ländern gewesen. Wein bringt die Insel gar nicht hervor. Da indeß die meisten Eingebohrnen Muhamedaner sind, welche keinen Wein trinken dürfen: so haben sie nicht Ursache, sich über den Mangel daran zu beklagen. Zum Ersatz dafür käuen sie, um sich zu berauschen, Opium, und bringen sich dadurch um Verstand und Gesundheit; gleichsam als wenn Muhamed ihnen nur eine gewisse Art sich zu betrinken und nicht die Trunkenheit verboten hätte!

Außerdem verfertiget man hier Arrak aus Reiß und von dem Safte des Palmbaums eben die Art Wein, die ich schon oben bei der Insel Savu beschrieben habe.

33.

Fernere Nachrichten von Batavia, besonders von den Bewohnern der Stadt und des Landes, von deren Sitten, Gebräuchen und Lebensart.

Nicht der fünfte Theil der Bewohner dieser Stadt und der umliegenden Gegend besteht aus wirklichen Holländern oder nur aus Leuten, die von ehemaligen Holländern abstammen. Die meisten sind Portugisen und Chineser, wozu noch eine Menge Negersklaven und Indianer aus allen Nationen kommen. Unter den hiesigen Truppen kann fast jeder Europäer, aus welchem Lande er auch immer seyn mag, Landsleute finden; doch sind die darunter befindlichen Deutschen zahlreicher als die Uebrigen zusammengenommen. Nur ein bürgerliches Amt bekleiden oder an der Regierung Theil nehmen, kann hier niemand, der nicht von holländischer Abkunft ist. Wer sich aber zu Batavia niederzulassen Lust hat, der kann dies schlechterdings nicht anders, als in der Qualität eines Soldaten thun, und er muß sich, ehe er dazu angenommen wird, verpflichten,

fünf

fünf Jahre lang zu dienen. Doch muß ich hinzufügen, daß es mit dieser Verpflichtung nicht viel auf sich hat; denn man erhält vom Staatsrathe leicht die Erlaubniß, sich von dem Corps zu entfernen, und als ein freier Mensch Handel und Verkehr zu treiben, so viel man will. So ist es also zu verstehn, wenn gesagt wird, daß alle weisse Einwohner dieser Stadt Soldaten sind.

Frauenzimmer dürfen, wenn sie wollen, sich hier ohne alle weitere Umstände niederlassen. Gleichwol waren zur Zeit unsers Hierseyns, wie man uns versicherte, nicht über zwanzig wirkliche Europäerinnen da. Die übrigen weissen Damen, die wir hier sahen, waren alle in Indien gebohren und nur von europäischer Abkunft. Diese Frauenzimmer ahmen die Moden und Gebräuche der Indianerinnen in allen Stücken, sogar darin nach, daß sie ihren Betel eben so gut als jene kauen.

Den hiesigen Kaufleuten wird der Handel sehr leicht gemacht. Die Chineser, ihre Mäkler, müssen das Meiste dabei thun. Kommt ein Schiff an, um eine Ladung einzunehmen, so läßt der Kaufmann, an den der Schiffer sich deshalb wendet, den Chineser rufen, mit dem er in Verkehr steht. Ihm giebt er das Verzeichniß der Waaren,

ren, welche verlangt werden; dieser schaft sie denn an Bord, und bringt dem Kaufmann das Geld, der seinen Gewinnst davon nimmt, und das Uebrige dem Chineser zur Bezahlung der Waaren zustellt.

Die hier wohnenden Portugisen sind fast ganz ausgeartet. Sie reden meistentheils Malaiisch, höchstens nur noch gebrochen Portugisisch, sind von der römischen zur lutherischen Kirche übergegangen, und kleiden sich gerade wie die Eingebohrnen des Landes. Man zählt sie zu der geringen Klasse von Leuten, die mit allerhand niedrigen Arbeiten ihr Brodt verdienen. Viele derselben leben von der Jagd; Andere beschäftigen sich mit Zeug-Waschen, und die Uebrigen treiben Handwerke.

Die in der Stadt und in der umliegenden Gegend lebenden Indianer sind keine Javanenser, sondern stammen aus verschiedenen andern Inseln her, von wannen sie als Sklaven hierhergebracht worden sind. Nach und nach hat man sie freigegeben. Sie heißen insgesammt Isalam d. i. Rechtgläubige, weil sie — Muhamedaner sind. Der junge Leser wird sich über die Anmaaßung eines solchen Titels wol nicht mehr wundern, weil er vermuthlich schon bemerkt

ha-

haben wird, daß jede der unzähligen Religionsspartheien, die es in der Welt giebt, sich für die rechtgläubige, und ihren Glauben für den alleinseligmachenden hält. Das müssen wir gegenseitig unserer Kurzsichtigkeit und Eitelkeit zu gute halten. —

Diese Indianer, welche sich größtentheils von Gärtnerei und Obsthandel ernähren, handeln ganz allein mit Betel und Areka, die hier in erstaunlicher Menge verbraucht werden, weil hier Jeder, wes Standes und Geschlechts er auch seyn mag, beides unablässig zu kauen pflegt. Auch hier mischt man Kalch, aber gelöschten, zu, weshalb er die Zähne weniger, als auf Savu, anzugreifen pflegt. Man mischt hier auch Kardamomen und viele andere Gewürze darunter, um einen wohlriechenden Athem zu haben.

Die Frauenzimmer dieser Indianer halten viel auf starkes Haupthaar, womit sie von der Natur schon reichlich genug versehen sind. Aber damit noch nicht zufrieden suchen sie den Wachsthum desselben durch den Gebrauch gewisser Oele und anderer Mittel zu befördern. Die Art, wie sie dieses ihr dickes Haar, welches durchgehends schwarz ist, zu tragen pflegen, wurde von uns allen für eine der niedlichsten und geschmackvoll-

sten erklärt. Sie wickeln es nämlich auf dem Wirbel des Kopfes in Gestalt eines runden Kranzes zusammen, stecken es alsdann mit einer Haarnadel fest und umwinden es mit einem reizenden Blumenkranze.

Beide Geschlechter dieses Volks baden sich Tag für Tag wenigstens einmal in fließendem Wasser, welches in einem so heissen Lande, sowol der Reinlichkeit als auch der Gesundheit wegen, sehr nothwendig ist. Auf ihre Zähne wenden sie eine ganz besondere Sorgfalt; aber nicht auf die Farbe — denn diese ist des beständigen Betelkauens wegen durchgängig gelb — sondern auf die Form und Gestalt derselben. Sie reiben nämlich die scharfen Enden derselben mit einer Art von Schleifstein so lange, bis sie alle völlig gleich und eben sind. Dann schneiden sie — ich weiß nicht warum; vielleicht um die gleiche Größe aller Zähne durch eine gerade Linie noch bemerkbarer zu machen — in die obere Reihe eine tiefe Rinne ein, die mitten über alle Zähne weg und mit dem Zahnfleisch parallel läuft. Da diese Rinne durch die Emaille bis in den Knochen geht: so sollte man glauben, daß der dadurch verletzte Zahn nachher leicht würde angefressen werden. Aber nein! Zu unserer Verwunderung

wur-

wurden wir bei Keinem derselben jemals einen faulen Zahn gewahr; eine Sache die uns unerklärlich blieb.

Ich komme jetzt zu der Beschreibung eines unter diesen Leuten herrschenden entsetzlichen Gebrauchs, den man das Schweiß-Rennen oder, nach hiesiger Mundart, das Muck-Rennen nennt; eine Beschreibung, die der gutmüthige junge Leser nicht ohne ein schmerzliches Gefühl von Mitleid über die schrecklichen Verirrungen lesen wird, zu denen die ungebildete Menschheit aller Orten durch Leidenschaften fortgerissen wird. Die Sache ist diese.

Wenn einem hiesigen Indianer irgend eine schmerzhafte Beleidigung widerfährt, wodurch er in Wuth geräth: so berauscht er sich durch Opium, stürzt alsdann wüthend von Leidenschaft und Trunkenheit mit irgend einem Gewehr in der Hand hervor, sucht zuvörderst den, der ihn beleidiget hat, zum ersten Opfer seiner Raserei zu machen, und durchläuft nachher mit gleicher Wuth und mit schäumendem Munde die Straßen, um Jeden, der ihm in den Weg kommt oder ihn aufzuhalten sucht, gleichfalls niederzustoßen. Dies ist es, was man Muck-Rennen nennt. Hiervon ereigneten sich, während

unsers Hierseyns, verschiedene Beispiele; und Einer von den Gerichtsbedienten, welche die Verpflichtung haben, dergleichen rasende Menschen aufzufangen, versicherte uns, es vergehe selten eine Woche, daß er, oder einige seiner Amtsbrüder nicht aufgefordert würden, einen solchen Wüthenden in Verhaft zu nehmen. Diese Gerichtsdiener sind bevollmächtiget, dergleichen Unglückliche todt oder lebendig zu liefern; im letztern Fall erhalten sie eine Belohnung, im ersteren bloß ihren festgesetzten Lohn. Allein die Wüthenden verkaufen ihr Leben theuer, und sie bringen gemeiniglich, bevor sie überwältiget werden, erst mehrere von denen um, welche sie erhaschen wollen, ohngeachtet diese mit gewissen großen Zangen versehen sind, womit sie die Rasenden von fern ergreifen und festhalten können. Diejenigen, welche man lebendig bekommt, werden ohne Gnade lebendig gerädert; sind sie verwundet, wie das denn gemeiniglich der Fall ist, und erklärt der Wundarzt nach geschehener Besichtigung die Verletzung für tödtlich: so gehet die Execution augenblicklich vor sich, und zwar gemeiniglich an derjenigen Stelle, wo der Unglückliche den ersten Mord beging.

Einige von denen, welche bei unserm Hierseyn muckrannten, war ein freigelassener und

dabei wohlhabender Mann. Er war auf seinen Bruder eifersüchtig geworden, und diesen tödtete er im Anfall der Raserei zuerst; nachher zwei Andere, die sich ihm widersetzen wollten. Dieser kam indeß nicht aus seinem Hause heraus, sondern suchte sich innerhalb desselben zu vertheitigen. Er hatte drei Flinten bei sich, mit welchen er sich die Gerichtsdiener vom Leibe halten wollte; er war aber dermaaßen seiner Sinne beraubt, daß er nicht merkte, daß keine einzige davon geladen war.

Wie weit diese Indianer, ohngeachtet sie nun so lange schon unter Europäern leben, an Ausbildung des Verstandes und an Aufklärung noch zurück sind: das mag man aus folgenden abergläubischen Meinungen und Gebräuchen schließen, die noch jetzt unter ihnen im Schwange gehn.

Sie halten den Teufel, den sie Satan nennen, für den Urheber aller Krankheiten und alles Uebels überhaupt. Wird also Einer unter ihnen krank oder geräth er sonst in Noth: so eilt er, dem Teufel Fleisch, Geld und andere Dinge, als ein Versöhnungsopfer darzubringen. Hat Jemand einen Traum, der ihm merkwürdig vorkommt, so wähnt er, der Satan wolle ihm dadurch irgend einen Befehl kund thun, den er

vollziehen müsse, wenn er sich nicht die Strafe einer Krankheit oder gar des Todes zuziehen wolle. Er strengt also seine ganze Einbildungskraft an, um den Inhalt des Befehls zu errathen. Kann er damit nicht zu Stande kommen, so nimmt er seine Zuflucht zum Kawin oder Priester, der ihm den verborgenen Sinn des geheimnißvollen Traums auf ein Haar zu sagen weiß. Gemeiniglich läuft die Sache darauf hinaus, daß der Teufel ein Geschenk an Lebensmitteln oder Geld verlangt; und es versteht sich von selbst, daß ihm das Verlangte nicht verweigert werden dürfe. Man legt es denn auf einen von Kokosblättern verfertigten Teller, und hängt diesen an den Zweig eines Baums, der sehr nahe am Wasser steht. Als Herr Banks einst Einen von ihnen fragte: ob sie denn glaubten, daß Satan das geopferte Geld zu irgend etwas anwende und die Lebensmittel verzehrte? so antwortete er: das Geld wäre nicht sowol eine Gabe, die der Teufel für sich fodere, als vielmehr eine Strafe, die er ihnen für irgend eine Uebertretung auflege. Wem es nachher zu Theil würde, darum hätten sie sich nicht zu bekümmern. Was aber das Fleisch beträfe, so wüßten sie wohl, daß der Teufel zwar die gröbern Theile nicht äße, aber sie wären gewiß, daß er das Maul ganz nahe daran halte,

um es rein auszusaugen; denn nachher habe es weder Saft noch Kraft mehr.

Dieser Aberglaube ist nun freilich schon ungereimt genug; aber noch ungereimter ist folgender. Diese Leute hegen unter andern auch den thörigen Wahn, daß eine Frau, die von einem Kinde entbunden wird, manchmal auch mit einem jungen Krokodill, als einem Zwillingskinde, zugleich niederkomme. Fragt man, wo ein solches Geschöpf denn nachher bleibe? so ist die Antwort: die Wehmütter trügen es alsobald nach dem Flusse und setzten es daselbst ins Wasser. Die Familie, der man aufgebunden hat, daß sie eine solche Misgeburt von Anverwandten im Flusse habe, bringt derselben in der Folge ohne Unterlaß Lebensmittel zu; besonders muß derjenige, den man für den Zwillingsbruder des Krokodills hält, so lange er lebt zu gewissen Zeiten an den Fluß gehn, um diese brüderliche Pflicht zu erfüllen. Sollte er dies je versäumen, so würde er, wie sie durchgängig glauben, mit Krankheit oder gar mit Verlust des Lebens dafür gestraft werden. Wie ein so ungereimter und unsinniger Aberglaube habe entstehn können, ist schwer zu begreifen. Vielleicht mag er von den Inseln Celebes und Boutou herstammen, wo viele von

den Einwohnern Krokodille in ihren Häusern zu unterhalten pflegen. Dem sey aber wie ihm wolle; jetzt hat er sich über die meisten ostindischen Inseln verbreitet, und die Leute sind durchgängig so fest überzeugt, daß diese unmögliche Begebenheit sich täglich ereigne, daß jeder Indianer, den wir darum befragten, ganz treuherzig bezeugte: es sey wahr und wahrhaftig so, und nicht anders!

Dergleichen Krokodill-Zwillinge heißt man Sudaras. Die Indianer ließen sich's, so oft die Rede davon war, gar sehr angelegen seyn, uns von dem Daseyn dieser schimärischen Wesen zu überreden, und stutzten ihre Versicherungen mit manchem abgeschmackten Mährchen auf. Eine junge Sklavin z. B. die etwas Englisch reden konnte, erzählte Herrn Banks: ihr Vater habe ihr auf seinem Todtenbette entdeckt, er habe einen solchen Bruder Sudara; sie mögte also, dies war sein feierlicher letzter Wille, diesen ihren Onkel im Flusse wohl pflegen und denselben nach seinem Tode gehörig füttern. Dazu werde weiter nichts erfodert, als daß sie in einer gewissen Gegend an das Ufer des Flusses treten und den Nahmen Radja Pouti! d. i. weisser König, rufen müsse: so werde er gleich aus der Tiefe

her-

herauf kommen. Sie habe diesen väterlichen Befehl befolgt, und auf ihr Rufen, sey der Krokodill alsobald zum Vorschein gekommen und habe die Speisen, welche sie ihm mitgebracht, aus ihrer Hand gefressen. Auf die Frage: wie der Herr Onkel denn ausgesehen habe? war ihre Antwort: o! er sahe nicht wie andere Krokodille aus, sondern war weit schöner; er war über den ganzen Leib gefleckt, hatte eine rothe Nase und goldene Ringe an den Füßen und in den Ohren. Herr Banks hielt es nicht der Mühe werth, das alberne Mädchen zu erinnern, daß die Krokodille keine Ohren haben, also auch keine Ohrengehänge tragen können.

Man sieht, daß die unwissenden und abergläubischen Indianer das Daseyn dieser erdichteten Krokodillenbrüder wirklich glauben und daher — wie das bei abergläubischen Leuten immer der Fall ist — kein Bedenken tragen, zur Ueberredung Anderer, die nicht so leichtgläubig sind, allerlei Mährchen erdichten und dieselben so oft erzählen, bis sie am Ende selbst nicht mehr wissen, daß sie sie erdichtet haben.

Auf einigen Inseln stellt man, diesen geglaubten Flußanverwandten zu Ehren, zu gewissen Zeiten eine öffentliche Feierlichkeit an. Sie rudern

bei solchen Gelegenheiten in großen Haufen nach denjenigen Orten hin, wo die Krokodille sich am meisten aufhalten; dort fahren sie unter Musik hin und her, singen und weinen wechselsweise, und ein Jeder ruft seinen Anverwandten, bis endlich ein Krokodill zufälliger Weise zum Vorschein kommt. Dann werfen sie einen mitgebrachten ansehnlichen Vorrath von Lebensmitteln, auch Betel und Tabak ins Wasser, und kehren mit der angenehmen Ueberzeugung zurück, daß sie sich einer heiligen Pflicht entlediget haben. O heilige Einfalt!

Nächst den Indianern besteht die zahlreichste Klasse von denen, welche Batavia und die umliegende Gegend bewohnen, aus Chinesern. Viele derselben wohnen innerhalb der Stadtmauer und halten offene Läden; allein der ungleich größere Theil bewohnt eine eigene Vorstadt, Campang China genannt. Sie treiben alle Arten von Handwerken, übernehmen alles, was ihnen aufgetragen wird, und verdienen durchgehends auch hier das Lob, welches man ihnen überall beilegt, daß sie eine fleißige, arbeitsame Nation sind. Es ist etwas eben so seltenes einen Chineser müssig, als einen Holländer oder Indianer zu Batavia geschäftig zu sehen. Den-

noch sind sie durchgehends — sehr arm. Dies muß Jederman befremden, weil in der Regel Fleiß und Arbeitsamkeit die sichersten Quellen des Reichthums sind. Aber die Verwunderung der Leser wird aufhören, sobald sie hören werden, daß sie bei aller ihrer Arbeitsamkeit durchgehends leidenschaftliche Spieler sind. Kaum haben sie das Handwerkszeug aus der Hand gelegt, so sind sie schon mit Karten oder Würfeln da, oder fangen irgend ein ander Spiel an, deren sie eine unendliche Menge besitzen. Auf diese Ergötzlichkeit sind sie so erpicht, daß sie Essen, Trinken und Schlaf darüber vergessen. Daß aber ein Spieler selten auf einen grünen Zweig zu kommen pflege, ist eine bekannte Erfahrung.

In ihrem Betragen gegen Andere sind diese Leute allezeit dienstfertig oder vielmehr unterwürfig, so daß man ihnen alles zumuthen kann, es sey so reinlich oder schmutzig, so ehrlich oder schelmisch, als es immer wolle, nur muß nicht gerade zu der Galgen darauf stehen. Dabei sind sie ausnehmend reinlich und sauber in ihrer Kleidung, zu was für einem Stande sie auch gehören mögen. Im Essen und Trinken sind sie mäßig und genügsam; ihre gewöhnliche Kost besteht in Reiß und etwas Fleisch oder Fischen. Ihre

Religion schränkt sie nicht, wie die der Muhamedaner und Juden, auf gewisse Speisen ein; sie essen daher nicht nur Schweinefleisch, sondern auch Hunde, Katzen, Frösche, Eidexen, vielerlei Arten von Schlangen und mancherlei Seethiere, welche die andern Einwohner dieses Landes nicht für eßbar halten. Auch genießen sie viele Kräuter, die ein Europäer nur im Fall der größten Hungersnoth sich gefallen lassen würde.

Bei keiner Sache pflegt der Aberglaube und die Thorheit der Menschen sich auf eine lächerlichere und ungereimtere Weise zu äußern, als bei Beerdigungen der Todten und den dabei eingeführten Ceremonien und Gebräuchen. So auch hier. Ein sehr seltsamer Aberglaube, den die hiesigen Chineser dabei hegen, ist der: daß sie die Stelle, wo ein Leichnam begraben ist, nie zum zweitenmale zu öfnen sich erlauben. Ihre Begräbnißplätze nehmen daher in der Gegend von Batavia viele hundert Morgen Land ein. Die Holländer, welche jede Handbreit Landes anbauen mögten, sehen es gar nicht gern, daß dadurch so viel Erdreich unbrauchbar gemacht wird; und wenn daher Jene ein neues Stück Land zu diesem Behuf kaufen wollen, so läßt man es sich unerhört theuer von ihnen bezahlen. Die größ-

te

te Sorge der Chineser in Ansehung ihrer Todten geht dahin, sie vor der Verwesung zu bewahren, und zu verhindern, daß die Ueberbleibsel derselben sich, wo möglich, nie mit der Erde vermischen mögen. Zu diesem Ende legen sie den Leichnam in einen großen, dicken hölzernen Sarg, der nicht aus Brettern zusammengesetzt ist, sondern wie ein Kahn aus einem starken ausgehöhlten Baumstamme besteht. Dieser wird fest vermacht, in die Gruft gesenkt, und alsdann mit ihrem sogenannten China-Mörtel wol zehn Zoll dick, wie mit einer Rinde umgeben. Eine solche Bekleidung wird in kurzer Zeit so hart, wie Stein.

Zu den unvernünftigen Trauerceremonien, die wir bei diesen Leuten zu beobachten Gelegenheit hatten, gehört vornehmlich auch der, daß sie, wie ehemals die Römer, eine beträchtliche Anzahl von Weibern dingen, welche weinen und wehklagen müssen. Für Geld erkaufte Thränen — welch ein ungereimtes Mittel, einem Todten Liebe und Ehre zu erweisen! Aber das gehört nun einmal hier zu einer standesmäßigen Beerdigung, und die muß zu Batavia — so will es das Vorurtheil! — Jeder haben, die Kosten dazu mögen kommen woher sie wollen. Selbst dann, wenn der Verstorbene mehr schuldig ist,

als

als sein Nachlaß beträgt, darf von dieser Regel keine Ausnahme gemacht werden. In diesem Fall muß der Nachlaß verkauft, und von dem, was herauskommt, zu allererst der Todte standesmäßig begraben werden; und die Gläubigen müssen geduldig erwarten, ob für sie etwas übrig bleiben werde oder nicht. So setzt man hier die Lebendigen den Verstorbenen, die Gerechtigkeit den Ceremonien nach!

Nächst den Chinesern machen die Sklaven eine zahlreiche Classe unter den Einwohnern dieses Landes aus. Man läßt dieselben theils aus Afrika, theils von verschiedenen ostindischen Inseln kommen. Nur die Eingebohrnen der Insel Java selbst sind durch die Gesetze vom Sklavenstande freigesprochen. Diese Sklaven sind eine sehr träge Art von Menschen; aber wenn sie nicht viel arbeiten, so sind sie dagegen auch überaus genügsam im Essen und Trinken. Reiß und ein wenig Fisch von der wohlfeilsten Art ist ihre gewöhnliche Kost. Wie es mit der Sittlichkeit dieser armen Geschöpfe stehe, läßt sich vermuthen. Wer will menschliche und edle Gesinnungen bei Menschen suchen, die gewohnt sind, sich wie Vieh behandelt zu sehen?

Dem Herrn steht hier frei seinen Leibeigenen zu behandeln und zu züchtigen, wie er will; nur

das

das Leben darf er ihm nicht nehmen. Selbst dann, wenn Einer auch nicht die Absicht gehabt hätte, seinen Sklaven todt zu schlagen, dieser letztere stürbe aber doch entweder während der Züchtigung oder an einer Folge derselben: so würde Jener doch eben so gut zur strengsten Rechenschaft gezogen werden, als wenn der auf diese Weise Getödtete ein freier Mensch gewesen wäre. Dies wohlthätige Gesetz giebt den armen Leibeigenen einen Theil der Menschheit wieder, deren man sie unmenschlicher Weise beraubt hat. Sie sind nunmehr wenigstens vor den plötzlichen Ausbrüchen des Zorns von Seiten ihrer Tirannen ziemlich gesichert. Denn diese scheuen sich nun aus Besorgniß einen Mord zu begehn, sie mit eigener Hand zu züchtigen; sie wenden sich vielmehr an einen dazu bestellten Gerichtsdiener, Marineu genannt, deren in jedem Quartier der Stadt Einer wohnt. Aber auch dieser straft dergleichen Uebelthäter nicht selbst, sondern läßt sie durch solche Sklaven züchtigen, die er ausdrücklich dazu hält. Die Männer werden öffentlich vor den Thüren ihres Herrn; die Sklavinnen aber innerhalb des Hauses gezüchtiget. Die Strafe besteht in einer größern oder geringern Zahl von Streichen, die sie mit einem in dünne Garten gespaltenen indianischen Rohr so nachdrücklich

be-

bekommen, daß auf jeden Hieb allemal Blut fließt. Für eine Abstrafung von der gewöhnlichen Art bekommt der Marineu einen Thaler, für eine strengere anderthalb.

Die erste und oberste Person nicht nur in Batavia, sondern auch in allen holländischen ostindischen Besitzungen überhaupt, ist der hiesige General-Statthalter von Ostindien. Auf diesen folgen unmittelbar die Mitglieder des hiesigen Staatsrath, an deren Spitze er steht, und welche den Titel edle Heeren führen. Diese dünken sich gar vornehme Herrn zu seyn, und verlangen daher auch sehr auffallende äußerliche Ehrenbezeugungen. Begegnet man ihnen, z. B. in einem Fuhrwerke, so erwarten sie, nicht nur daß man ihnen aus dem Wege fahre, sondern auch, daß man still halte und sich von seinem Sitze erhebe, und ihnen eine tiefe Verbeugung mache. Auch die Gemahlinnen, ja sogar die Kinder dieser edlen Heeren wollen, daß man ihnen dergleichen Ehrenbezeugungen gleichfalls erweise; und man fodert die Beobachtung dieser sklavischen Sitte nicht bloß von den Eingebohrnen, sondern auch von allen Fremden ohne Unterschied. Die englischen Officiers aber pflegen sich selbst davon zu dispensiren.

Die

Die Justiz scheint auch hier, wie überall, noch einer großen Verbesserung zu bedürfen. Besonders wirft man den hiesigen Richtern eine ungerechte Partheiligkeit vor. Sie sollen gegen die Eingebohrnen mit übertriebener Strenge, gegen ihre holländischen Landsleute hingegen in einem unerlaubten Grade gelinde und nachsichtig verfahren. Einem Christen, der sich eines groben Verbrechens schuldig gemacht hat, benimmt man nie die Gelegenheit, vor dem ersten Verhöre zu entwischen; aber wenn dieses auch nicht geschieht, so mildert man doch die Kraft des Gesetzes, um ihn mit dem Leben durchkommen zu lassen. Die armen Indianer hingegen werden in solchen Fällen ohne Gnade gehangen, lebendig gerädert, oder gar gespießt.

Die Malaien sowol, als auch die Chineser müssen der holländischen Compagnie sehr beträchtliche Abgaben entrichten; und diese sind oft auf sehr sonderbare Dinge, z. B. auf die Erlaubniß eigenes Haar zu tragen, gelegt. Sollte man es für möglich halten, daß Uebermuth und Despotismus je so weit gehen konnten, einem menschlichen Wesen die Freiheit abzusprechen, etwas zu tragen, was Gott selbst ihm gegeben hat. Gleichwol ist das hier wirklich der Fall; und die-

diese Anmaaßung der hiesigen Holländer ist so sonderbar, daß man in der That nicht weiß, ob man darüber lachen oder weinen soll. Die vorgeschriebenen Steuern müssen jeden Monat richtig abgetragen werden; und damit die Herrn Holländer sich nicht die Mühe geben dürfen, sie einzusammeln oder Leute dazu zu halten: so hat man das bequemere Mittel gewählt, an jedem Zahlungstermin bloß eine Flagge auf dem Gipfel eines mitten in der Stadt gelegenen Hauses wehen zu lassen, welches das Signal ist, daß Jeder herbei eilen solle, um seine Abgaben selbst zu entrichten. Man gehorcht dann augenblicklich; denn man weiß aus Erfahrung, wie mislich es sey, auf diese Flagge nicht alsobald zu achten und mit dem Gelde sich nicht unverzüglich einzustellen. —

Dies sind die vorzüglichsten Bemerkungen, die wir während unsers hiesigen Aufenthalts zu machen Gelegenheit hatten. Jetzt fahre ich fort, die Geschichte unserer ferneren Reise zu beschreiben.

34.

Lauf von Batavia nach der Prinzen-Insel. Kurze Beschreibung derselben. Ankunft auf dem Vorgebirge der guten Hofnung. Letzte Fahrt von da nach England.

Den 27sten December 1770 früh um sechs Uhr hoben wir wiederum die Anker, und liefen in See.

Wir wünschten zwar, unsern Lauf von hieraus bis nach dem Vorgebirge der guten Hofnung so geschwind als möglich und ununterbrochen fortzusetzen; allein da der Zustand unserer Kranken nach unserer Abreise von Batavia noch ungleich schlimmer ward: so sahen wir uns dadurch schon acht Tage nach unserer Abfahrt genöthiget, bei einem Eilande anzulegen, welches die Prinzen-Insel genannt wird, um hier erst noch einige Erfrischungen einzunehmen.

Sobald das Schiff auf seinen Ankern lag, ging ich in Begleitung meiner Herrn Reisegefährten ans Land. Gleich beim Aussteigen begegneten uns einige Indianer am Strande, und er-

erboten sich, uns zu der Hauptperson ihres Volks, den sie Raja oder König nannten, hinzuführen, und wir nahmen diesen Vorschlag an.

Sobald wir bei Sr. Majestät angelangt waren und die ersten Höflichkeitsbezeugungen gegen einander ausgewechselt hatten: kamen wir sogleich zur Hauptsache, welche den Einkauf der Lebensmittel betraf. Was uns den Mund vorzüglich wässern machte, das waren Schildkröten; allein wir konnten dermalen über den Preis derselben noch nicht einig werden. Dies beunruhigte uns indeß nicht; denn wir sahen voraus, daß die Einwohner des folgenden Morgens wol von selbst kommen und sich nicht weigern würden, das Gebot, welches sie heute verwarfen, anzunehmen. In dieser guten Erwartung verließen wir Sr. indianische Majestät, und kehrten wieder nach dem Schiffe zurück. Wir nahmen unsern Rückweg längst der Küste hin, um eine Wasserstelle aufzusuchen. Dies gelang uns nach Wunsch; und als wir eben ins Boot steigen wollten, fanden sich einige Indianer ein, die uns drei Schildkröten zu einem billigen Preise, doch unter der ausdrücklichen Bedingung verkauften, daß wir an ihrem Könige nichts davon sagen sollten.

Am

Am folgenden Tage geschahe, was wir vorausgesehen hatten; man brachte uns Schildkröten in Menge, und da wir standhaft dabei beharrten, nicht mehr dafür geben zu wollen, als wir gestern geboten hatten: so bequemte man sich endlich, sie uns zu diesem Preise zu überlassen. Herr Banks besuchte an diesem Tage den König in dessen Sommerpallaste, d. i. einer Hütte, die er mitten auf einem Reißfelde aufgeschlagen hatte. Sr. Majestät nahmen ihn ungemein gnädig auf, ohngeachtet sie gerade sehr viel zu thun hatten, indem sie damit beschäftiget waren, höchst Dero eigenes Abendbrodt zu kochen.

Die Eingebohrnen fuhren am nächsten Tage fort, uns nicht nur Schildkröten, sondern auch Federvieh, Fische, Affen, kleine Rehe und eine Menge von Früchten zum Verkauf zu bringen. Herr Banks hatte unterdeß in Erfahrung gebracht, daß die Indianer in einer gewissen Entfernung von unserer Landungsstelle eine Stadt angelegt hätten; und es kam ihm die Lust an, dieselbe zu besehen. Er reisete also, begleitet von einem unserer Officiere, dahin ab. Es gelang ihnen, dahin zu finden, ohngeachtet die Eingebohrnen, die es ungern zu sehen schienen,

daß man sich so weit und breit in ihrem Lande umsähe, Bedenken trugen, ihnen den Weg zu zeigen. Der Ort besteht aus ohngefähr 400 Wohnungen, und wird durch einen Fluß in zwei Hälften getheilt. Ueber diesen Fluß, welcher sehr reissend ist, wurden sie in zwei an einander befestigten Kähnen, nicht ohne Mühe und einige Gefahr, gebracht. Das Volk empfing sie hier gar freundlich, und zeigte ihnen die vornehmsten Wohnungen, doch nur von aussen, weil die Besitzer derselben bei damaliger Jahrszeit nicht hier, sondern auf den Reißfeldern wohnten, um die Vögel und Affen davon abzuhalten. Als sie ihre Neugierde, so gut sie konnten, befriediget hatten, mietheten sie ein großes Boot, und fuhren darin den Fluß entlang wieder zu uns zurück.

Mittlerweile hatte man unsern Leuten, die am Lande mit Holzfällen und Wasser-Einnehmen beschäftiget waren, eine Axt gestohlen. Wir beschwerten uns darüber alsobald beim Könige, und nach einigem Hin- und Herreden versprachen Se. Majestät, daß die Axt den folgenden Morgen wieder zurückgebracht werden sollte; und es geschahe, wie er verheißen hatte.

Der Handel ging unterdeß immer ungestört von statten; wir kauften täglich zwei bis drei

Centner Schildkröten, auch Federvieh und andere Lebensmittel ein, so daß wir uns hier zu unserer ferneren Reise recht gut versorgten. Am neunten Tage unsers Hierseyns waren wir wieder völlig segelfertig; und am folgenden Morgen hoben wir bei einem leichten Nordostwinde die Anker und stachen wiederum in See.

Die Prinzen-Insel oder — wie sie in der malaischen Sprache genannt wird — die Insel Pulo Selan ist nicht sonderlich groß und liegt in der westlichen Mündung der Straße von Sunda. Der größte Theil derselben ist mit Waldung bedeckt; nur in einigen Gegenden hat man die Bäume ausgerodet, um Reißfelder anzulegen. Die Naturgüter dieses Eilandes bestehen in Kokosnüssen, Plantanen, Wassermelonen, Kürbissen, Ananas, Yamwurzeln, Reiß, Schildkröten, Federvieh und kleinen Rehen.

Die Einwohner stammen von der Insel Java her. An Sitten kommen sie daher mit den Indianern, welche um Batavia wohnen, in den meisten Stücken, überein. Sie bekennen sich zu der muhamedanischen Religion; doch glaube ich nicht, daß es auf der ganzen Insel auch nur eine einzige Moschee, d. i. muhamedanische Kir-

che, giebt. Unser Aufenthalt fiel gerade in die Fastenzeit, welche bei den Türken Ramadan heißt; und diese scheinen sie hier sehr strenge zu halten. Kein Einziger unter ihnen wollte vor Sonnenuntergang einen Bissen zu sich nehmen, ja nicht einmal Beetel kauen.

Das Volk ist, so viel wir bemerken konnten, von guter Gemüthsart; wenigstens gingen sie im Handel sehr ehrlich zu Werke; nur daß sie, wie es fast überall üblich ist, anfangs vorzuschlagen pflegten. Da es sehr beschwerlich und langweilig gewesen wäre, wenn wir mit Jedem insbesondere um jede Kleinigkeit hätten handeln wollen: so ward mit völliger Zufriedenheit auf beiden Seiten folgendes Abkürzungsmittel angewandt: sie legten alles, was von einer jeden Gattung zum Verkauf gebracht wurde, zusammen; und wenn wir über den Preis des ganzen Haufens eins geworden waren, so zahlten wir Einem von ihnen das bedungene Geld aus, und sie theilten sich dann darin nach Maaßgabe des Antheils, den ein Jeder an der gelieferten Waare gehabt hatte. Man kann hieraus schließen, daß sie nicht ganz ungeübt in der Rechenkunst seyn müssen.

Ge=

Genug von diesen; denn ich merke, daß es Zeit ist, der langen Geschichte unserer langen Reise ein Ende zu machen. Wir wollen daher den Rest derselben so enge als möglich zusammendrängen.

Bei unserer Abfahrt von der Prinzen-Insel hatten wir noch immer eine Menge Kranken an Bord, von denen wir nach und nach noch Einige, welche dahinstarben, dem Schooß des Weltmeers übergeben mußten. Sobald wir aber in den Strich des Passatwindes gekommen waren, ließen die Krankheiten merklich nach und Viele geneseten, noch ehe wir nach dem Vorgebirge der guten Hofnung kamen.

Bei diesem langten wir, nach einer Fahrt von zwei Monaten, glücklich an, und legten das Schiff allda vor Anker. Ich selbst begab mich so fort ans Land, um dem Statthalter meine Aufwartung zu machen, und erhielt von ihm die Versicherung, daß wir alles, was wir nöthig hätten, bekommen sollten. Meine erste Sorge war, unsern Kranken einen guten und bequemen Aufenthalt am Lande auszumitteln; und es gelang mir, ein Haus zu finden, wo man sie aufnehmen und für ein bedungenes Kostgeld mit Kost und Wohnung versehen wollte.

Theils um die Genesung dieser Leute abzuwarten, theils um neue Vorräthe einzunehmen und das Schiff gehörig ausbessern zu lassen, hielten wir uns hier einen ganzen Monat auf. Von den Bemerkungen, die wir während dieses Aufenthalts zu machen Gelegenheit hatten, theile ich nur eine und die andere mit, weil in einem der künftigen Theile dieses Werks sowol von der hiesigen holländischen Colonie, als auch von den Eingebohrnen des Landes eine umständliche Beschreibung folgen wird.

In den meisten Reisebeschreibungen, welche dieser südlichen Spitze von Afrika erwähnen, wird uns von den Annehmlichkeiten und von der Fruchtbarkeit dieses Landes eine sehr reizende Schilderung gemacht. Wir für unser Theil können diese Schilderung durch unser Zeugniß nicht bestätigen. Wir müssen vielmehr bekennen, daß wir auf unserer ganzen Reise kein Land gesehen haben, das eine ödere Aussicht gehabt, oder einer unfruchtbaren Wüste ähnlicher gesehen hätte, als dieses. Die Halbinsel, welche die äußerste Spitze von Afrika ausmacht, besteht aus hohen, ganz nackten und öden Gebirgen. Hinter denselben folgt eine Landenge, die eine weite Ebene bildet; allein diese besteht fast durchgängig in einer Art

von

von leichtem Seesande, der nichts als Heidekraut trägt und schlechterdings nicht angebaut werden kann. Die wenigen Stellen, welche urbar gemacht werden konnten, sind zu Weinbergen, Obst- und Küchengärten gemacht worden. Dergleichen fruchtbare Flecken sind aber nur klein, und liegen überdem einzeln und ziemlich weit aus einander. Weiter landeinwärts hin soll es, wie man uns versicherte, eben so aussehen. Die holländischen Anbauer wohnen daher sehr zerstreut und weit aus einander. Während unsers Hierseyns kam ein Bauer funfzehn Tagereisen weit aus dem Lande nach der Cap-Stadt, und brachte seine jungen Kinder mit. Hierüber wunderten wir uns, und fragten ihn: warum er dieselben nicht lieber bei einem Nachbar zurückgelassen hätte. „Nachbar?" antwortete der Mann; „mein nächster Nachbar wohnt fünf Tagereisen weit von mir ab!" Wie schrecklich öde muß das Land seyn, wo diejenigen, welche vom Ackerbau und von der Viehzucht leben, der Unfruchtbarkeit des Landes wegen, so weit aus einander wohnen? Einen zweiten Beweis von der Unfruchtbarkeit dieses Bodens, kann der Mangel an Gehölz abgeben. Wenn ich die Gärten ausnehme, die nahe an der Stadt liegen, und durch Kunst und Fleiß fruchtbar gemacht sind:

so war nirgends ein Baum zu sehen, der sechs Fuß hoch gewesen wäre.

Die einzige Stadt, welche die Holländer hier erbaut haben, wird, weil sie auf dem Vorgebürge liegt, die Cap-Stadt genannt. Sie mag ohngefähr aus tausend Häusern bestehn. Diese sind insgesammt aus Backsteinen und zwar artig genug gebaut; die Dächer aber sind nur mit Stroh gedeckt, weil jede andere Verdachung von Ziegeln oder Schiefern gegen die heftigen Winde, denen diese Gegend unterworfen ist, nicht aushalten würde. Die Straßen sind breit und bequem, und durchschneiden sich sämmtlich in rechten Winkeln. Durch die Hauptstraße läuft ein Kanal, der an beiden Seiten mit einer Reihe von Eichen bepflanzt ist, die hier recht gut fortgekommen sind und einen angenehmen Schatten geben.

Die meisten Bewohner dieser Stadt sind Holländer. Da aber fast alle Hauswirthe sich davon nähren, daß sie die hier ankommenden Fremden bewirthen: so haben sie nach und nach von den Sitten aller Nationen so viel angenommen, daß man ihren ursprünglichen Nationalcharakter kaum noch hervorstechen sieht. Nur das hiesige

Frauenzimmer ist den Moden und Gebräuchen seines Vaterlandes mit einer Anhänglichkeit treu geblieben, die zuweilen ins Lächerliche fällt. So geht z. B. keine hiesige Dame aus, ohne sich von der Magd die Feuerstowe (den Kohlentopf) vortragen zu lassen, um dieselbe, sobald sie sich setzt, unter die Füße stellen zu können. Dieser Gebrauch ist um so viel possierlicher, da sie meistentheils keinen Funken Feuer darin haben, welches auch, wegen der Hitze des Himmelsstrichs, sehr entbehrlich ist.

Die Luft ist hier so gesund, daß diejenigen, welche aus Europa krank hierherkommen, gemeiniglich bald genesen; welches aber mit denjenigen Patienten, welche ihre Krankheit aus Ostindien mitbringen, nicht eben so der Fall zu seyn pflegt.

Am äußersten Ende der Stadt liegt ein großer Garten, welcher der holländischen Compagnie gehört. Er ist voller schönen Alleen, die einander in rechten Winkeln durchschneiden. Diese bestehen aus Eichen, die in Hecken gezogen sind, und unter der Scheere gehalten werden. Nur in dem mittelsten Garten allein hat man die Eichen ganz auswachsen lassen. Der größte Theil die-

dieses Gartens ist mit Küchengewächsen bepflanzt; doch werden auf einigen Abtheilungen auch ausländische Pflanzen unterhalten. Am Ende des Gartens ist eine Menagerie, welche eine Menge seltener Vögel und vierfüßiger Thiere enthält, die man in Europa nie zu sehen bekommt. Wir sahen darin unter andern ein Thier, welches die Hottentotten Kuh-Duh nennen. Dieses ist so groß als ein Pferd und trägt ein schöngewundenes Geweih, welches ihm ein stattliches Ansehn giebt.

Was die Eingebohrnen des Landes oder die Hottentotten betrift: so enthalte ich mich, unsere Bemerkungen über sie und das, was wir von ihren Sitten und Gebräuchen in Erfahrung bringen konnten, hier mitzutheilen: weil man in dieser Sammlung nächstens eine genauere und umständlichere Beschreibung davon liefern wird, als ich jetzt davon zu geben im Stande wäre.

Wir verließen das Cap am 14ten April 1771, und erreichten noch an eben dem Tage das sogenannte Penguin- oder Robin-Eiland, wo wir uns vor Anker legten, um noch einige Kleinigkeiten zu kaufen, die wir am Cap einzunehmen vergessen hatten. Ich schickte zu diesem Behuf

zuf ein Boot ab; allein es stellte sich demselben eine Parthei bewaffneter Holländer entgegen, welche das Schifsvolk warneten, nicht näher zu kommen, weil man sonst Feuer auf sie geben würde. Da nun das, was wir hier einzuhandeln wünschten, nur solche Dinge betraf, die wir allenfalls entbehren konnten: so glaubte der im Boote commandirende Officier das Leben seiner Leute bei dieser Gelegenheit nicht aufs Spiel setzen zu dürfen, und kehrte folglich nach dem Schiffe zurück. Die Ursache, warum man sich weigerte, unser Boot ans Land kommen zu lassen, war vermuthlich folgende: Die Holländer schicken vom Cap aus auf diese kleine Insel diejenigen Missethäter, welche verurtheilt sind, eine gewisse Anzahl von Jahren Sklavenarbeit zu verrichten, um hier Kalchsteine auszugraben. Nun war einst ein dänisches Schiff, welches den größten Theil seiner Mannschaft durch Krankheit verloren hatte, an diese Insel gekommen und hatte so viel Leute, als man brauchte, von den hiesigen Verbrechern mit Gewalt aufheben und fortführen lassen. Deswegen mogten die Holländer seit der Zeit ihrer hiesigen Besatzung befohlen haben, kein Boot von irgend einer Nation künftig wieder ans Land kommen zu lassen.

Wir

Wir segelten nunmehr gerade unserm Vaterlande zu; aber nicht alle, die wir jetzt noch lebten, sollten des Glücks theilhaftig werden, es wieder zu sehn. Ohngefähr eine Stunde nach unser Abfahrt von der Robin-Insel starb Herr Mollineux, unser Schiffer, und mit Herr Hicks unserm ersten Lieutenant, der die Auszehrung schon mit aus England genommen hatte, wurde es täglich schlimmer. Ersterer war ein junger, fähiger und geschickter Mann; aber er überließ sich leider! den Ausschweifungen, und verkürzte dadurch ein Leben, welches dem Vaterlande und der Welt noch sehr nützlich hätte werden können. Möge sein Schicksal allen jungen Leuten, welche in Gefahr stehn, den Weg der Tugend und der Wohlanständigkeit zu verlassen, zum warnenden Beispiel dienen!

Am ersten Mai erblickten wir die Insel St. Helena, und ankerten noch am nämlichen Tage auf der dortigen Rhede, um uns zu erfrischen.

Diese den Engländern gehörige Insel liegt, wie meine jungen Leser auf jedem Planiglob sehen können, fast in der Mitte zwischen Afrika und Amerika, doch näher bei jenem als bei diesem. Sie ist der Gipfel eines ungeheuren

Ber-

Berges, der aus dem Grunde des Meers steil empor steigt, wie man daraus abnehmen kann, daß das Wasser rings um die Ufer herum eine unergründliche Tiefe hat. Sie ist übrigens nur 12 Seemeilen lang und 6 breit.

Die Stadt liegt hart am Strande und ist ziemlich schlecht gebaut. Die Kirche und das Rathhaus fanden wir gänzlich verfallen. Alle weisse Einwohner der Insel sind Engländer, deren Erwerb darin besteht, die hier einlaufenden Schiffe mit Erfrischungen zu versorgen. Alle eigentliche Arbeit wird hier von Sklaven verrichtet. Denn ohngeachtet man einige wenige Pferde auf der Insel hat, so braucht man sie doch nur zum Reiten. Da man nun überdem hier von keinen Maschienen und Werkzeugen zur Erleichterung der Arbeit, ja nicht einmal von einem größern Fuhrwerk etwas weiß: so müssen die armen Sklaven alles mit ihren eigenen Kräften bestreiten, alles auf dem Rücken fortschleppen, und sind nicht einmal mit dem einfachen Erleichterungsmittel eines Tragküssens versehn. Man bringt diese unglücklichen Geschöpfe fast aus allen Gegenden der Welt hierher zum Verkauf; und es wird jährlich eine große Menge derselben, theils durch über-

mäßige Arbeit, theils durch Mishandlung aufgerieben. Es thut mir leid, zur Schande meiner hiesigen Landsleute hier öffentlich bekennen zu müssen, daß ich unter ihnen weit mehrere Beispiele von muthwilliger und ungezähmter Grausamkeit gefunden habe, als unter den Holländern zu Batavia und auf dem Cap, ob man gleich dieser Nation, vielleicht nicht ohne Grund, vorwirft, daß sie an beiden Orten aller Menschlichkeit entsagt habe.

Zu den vorzüglichsten Producten dieser Insel gehört das Ebenholz, welches sich, wie meine jungen Leser wissen werden, durch pechschwarze Farbe und durch eine ganz außerordentliche Festigkeit und Härte auszeichnet. Nur Schade, daß man hier nicht für die Fortpflanzung dieser schätzbaren Holzart sorgt, und daß sie daher nach und nach hier gänzlich ausgerottet werden wird.

Nachdem wir vier Tage allhier verweilt hatten, gingen wir, und zwar in Begleitung von dreizehn andern Schiffen, wieder unter Segel. Eins von diesen war das englische Kriegsschiff Portland; die zwölf übrigen waren Ostindienfahrer.

Einige Tage lang bestrebten wir uns, in dieser Gesellschaft zu bleiben; da aber der abgenutzte Zustand unsers Schiffes es uns unmöglich machte, es den andern Schiffen im Segeln gleich zu thun, und daher zu vermuthen stand, daß diese früher als wir nach England kommen würden: so gab ich dem Portland ein Zeichen, daß ich Jemand von seinem Bord zu sprechen verlangte. Der Capitain desselben, Herr Elliot, kam hierauf selbst zu mir; und ich übergab ihm einen Brief an die Admiralität, nebst einem verschlossenen Kästchen, worin die Schifsrechnungen und die Tagebücher einiger meiner Officiere lagen. Einige Tage nachher verloren wir alle diese Schiffe aus dem Gesichte.

Um eben diese Zeit starb unser erster Lieutenant, Herr Hicks: und wir übergaben, unter den gewöhnlichen Feierlichkeiten, seinen Leichnam der See.

Der Zustand unsers Schifs verschlimmerte sich unterdeß zusehends. Unser Takelwerk und unsere Segel waren so abgenutzt, daß fast täglich, bald dies, bald jenes zerriß und unbrauchbar ward. Dennoch setzten wir unsern Lauf ohne

ne beträchtliche Unfälle fort; und am 6ten Junius erblickte Nikolas Young, eben der Schifsjunge, der Neu-Seeland zuerst gesehen hatte, die englische Landspitze Lizard. Am 11ten liesen wir den Kanal hinauf; am 12ten hatten wir schon die Meerenge zwischen Dover und Calais erreicht, und noch an eben dem Tage kamen wir in den Dünen vor Anker, und landeten zu Deal.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Campe, Joachim Heinrich, 1746-1818

Sammlung interessanter und durchgängig zweckmäßig abgefaßter Reisebeschreibungen für die Jugend

Bd.: 6

Braunschweig (1789)

Paed.pr. 615-6
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10759417-3
VD18 80264832-001